Batavia.

Historisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert.

Von

Heinrich Conscience.

Zweiter Theil.

Münster 1859.

In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

V.

Fünf Tage waren seit dem ersten Ausfall der Holländer vergangen. Weil sie nicht daran zweifelten, daß der Feind die Faktorei bestürmen würde, so hatten sie sich Tag und Nacht zum Abschlagen eines Angriffs bereit gehalten. Uebrigens waren die Niederländer ohne große Besorgniß. Die eine der zwei größten Seiten ihrer Festung war durch den Fluß Tjiliwoeng gedeckt, der fast unter der Mauer vorbeifloß, man konnte daher alle verfügbare Streitmacht auf die Vertheidigung der nach der Stadt Jakatra zu liegenden Flanke verwenden. Außerdem hatten die Soldaten und besonders die Bootsleute mittlerweile den Wall in dieser Richtung merklich erhöht und mit grobem Geschütz besetzt.

Wahrscheinlich hatten die Javanesen in dem Kampfe gegen die holländischen Kompagnieen eine ansehnliche Menge Todter und Verwundeter gehabt und in Folge dessen war ihnen der Muth ein wenig gesunken; vielleicht auch hatten sie nach den Mittheilungen eines Chinesischen Ueberläufers bis zur Ankunft neuer Hülfstruppen und des ihnen von den Engländern zu Bantam versprochenen groben Geschützes, jede weitere Unternehmung aufgeschoben. Genug, sie standen noch immer auf demselben Lagerplatze, etwa einen Kanonenschuß weit von der Faktorei, unter Waffen und ihre Schaaren, die von den holländischen Wällen aus wie ein durcheinander wimmelnder Ameisenschwarm aussahen, schienen die ganze Fläche bis zur Stadt Jakatra einzunehmen.

Auf die von Walter Pietersen genommene Batterie hatten die Javanesen oder vielmehr die Engländer neue Stücke gesetzt. Der Feind beschränkte sich auf unaufhörliches Schießen mit Kanonenkugeln, die wegen der weiten Ent-

fernung und wegen des schlechten Zielens meist über die Faktorei wegflogen, und bis jetzt nicht mehr als zwei Soldaten getroffen hatten.

Die Holländer blieben ihnen nichts schuldig und fügten ohne Zweifel dem Feinde mehr Schaden zu, da ihre Geschütze größer und besser gerichtet waren.

So hörte man denn seit fünf Tagen nichts als den anhaltenden Donner der Kanonen und das Pfeifen der Kugeln. Zuerst hatte dieses furchtbare Getöse die Männer in Aufregung gehalten und die Frauen und Dienstboten mit Angst erfüllt; aber man hatte sich bald an den Lärm gewöhnt und jetzt liefen die Frauen und Kinder der Soldaten und Matrosen über den Platz und lustwandelten hinter den Wällen, als ob gar keine Gefahr mehr vorhanden gewesen wäre.

Van den Broeck hatte Walter Pietersen zur Mahlzeit eingeladen.

Der junge Fähnrich saß, mit dem Ausdrucke der Freude, aber zugleich der Ehrerbietung auf dem Gesicht, zwischen dem Hauptmanne und seiner Gattin. Aleidis befand sich an der andern Seite der Tafel neben Pieter Dirckx, ihres Vaters wohlbeliebtem Freund, der noch den Kopf mit einem Tuche umwunden hatte.

Das Essen war noch nicht aufgetragen; aber man trank unterdessen ein Glas Spanischen Wein und unterhielt sich über verschiedene Dinge.

Congo, der Sklave, stand hinter den Gästen mit einer Serviette auf dem Arme und paßte auf, um Wein einzuschenken, wo es nöthig war. Wenn es sich jedoch traf, daß Walter sprach, dann schien der Neger seinen Dienst zu vergessen, um mit Bewunderung auf des Fähnrichs Worte zu hören, und mehr als einmal mußte ihn ein strenger Zuruf seines Herrn aus seiner Unachtsamkeit wecken.

Aleidis war fast nicht mehr kenntlich; ihre Wangen blühten, ein stilles, heitres Lächeln spielte um ihre Lippen und bei aller Bescheidenheit und Sittsamkeit glänzte doch ihr Auge von Muth und Freude.

Seitdem Walter durch seinen Heldenmuth die Bewunderung Aller auf sich gezogen und den Fähnrichsdegen so

rühmlich erobert hatte, war Van den Broeck gegen ihn sehr freundlich geworden, und hatte ohne Scheu gezeigt, daß er die zwischen den beiden jungen Leuten bestehende Neigung nicht mißbilligte. Allerdings hielt er nichts desto weniger sein Versprechen und die Bedingungen zu dessen Erfüllung aufrecht; aber er war so sicher, daß Walter, wie die Sachen jetzt standen, in der That Hauptmann werden könnte, daß er ihn bereits einigermaßen als den Verlobten seiner Tochter behandelte, und sogar seinem Freunde Dirckx die Gründe von Walters Ankunft nach Indien bekannt gemacht hatte. Ueberdies war der Fähnrich, ungeachtet seiner herzlichen Aufnahme, so bescheiden und so ehrerbietig gegen Aleidis, daß Van den Broeck selbst sich immer mehr zur Hochachtung und Freundschaft für den edeln Jüngling angetrieben fühlte.

Die Mutter von Aleidis sprach wenig, und schien zwischen Angst und Freude zu schweben. Wohl bekümmerte sie das ununterbrochene Knallen des Geschützes, das ihre Wohnung erschütterte und sie jedesmal an ihre gefährliche Lage erinnerte; aber dann suchte sie Trost und Kraft auf Aleidis Gesicht, auf welchem ihr Blick immer innige Zufriedenheit wahrnahm und die Vorzeichen einer baldigen Genesung lesen konnte. Ihr einziges Kind, ihre gute, liebe Aleidis hatte sie dem Grabe zuwandeln gesehn und ihr Mutterherz hatte schon zum Voraus das schreckliche Unglück beweint; und nun sah sie die Lebenskraft wie durch ein Wunder in ihre Tochter zurückkehren, sie hörte wieder den heitern Ton ihrer bezaubernden Stimme und Alles sagte ihr, daß der barmherzige Gott den Tod von ihrem Kinde abgewendet hatte. Obwohl dieser Krieg sie erschreckte, bei dem Gedanken, daß Alle, die sie liebte, in drohender Gefahr schwebten, so tröstete sie sich doch beim Anblicke ihrer heitern und lebensmuthigen Tochter und verbarg ihre Beklommenheit.

Die Unterhaltung der Gäste hatte sich seit einiger Zeit auf die Betrachtung der schnellen Entwicklung Hollands gerichtet. Der junge Fähnrich, ein gründlicher Kenner der Geschichte seines Vaterlandes, antwortete auf eine Frage von Aleidis Vater:

„In der That, Hauptmann, es ist ein Wunder, welche

unerschöpfliche Kraft das holländische Volk in seinem Riesenkampf gegen Spanien gezeigt hat. Gering an Zahl und auf einem sehr beschränkten Gebiet wohnend, fand es dennoch in seiner Freiheitsliebe und in der Zähigkeit des Niederländischen Charakters hinreichende Mittel, um vierzig Jahre hindurch die einmal errungene Unabhängigkeit gegen die mächtigsten Königreiche der Erde zu vertheidigen. Während seine Kriegstruppen nach einander die furchtbaren Heeresschaaren von Alba, Requesens, Don Juan und Parma überwanden oder sie durch Ermüdung aufrieben, sandte es aus all seinen Häfen einen Haufen Schiffe, um die vereinigten Flotten Spaniens und Portugals aufzusuchen und auch auf dem Ocean den feindlichen Scepter zu zerbrechen, dessen Gebiet sich damals über die vier Welttheile erstreckte. Ja, mitten in diesem, ungeheure Kraftanstrengungen erfordernden Kriege, wagte Niederland noch den Plan zu fassen, Ostindien und den dortigen Gewürzhandel Spanien und Portugal streitig zu machen. ..."

„Merkwürdiger noch ist es," bemerkte Van den Broeck, „daß es Bürger und Kaufleute waren, die dieses kühne Unternehmen entwarfen. Man sagt, die erste Flotte habe aus nicht mehr als sechs Schiffen bestanden."

„Mit Eurer Erlaubniß, aus vieren nur, Herr Hauptmann," entgegnete Walter. „Im Jahre 1595 vereinigten sich neun holländische Kaufleute, um die Fahrt nach Sumatra und Java zu versuchen. Diese Vereinigung hatte Glück in ihren ersten Unternehmungen, und nach ihrem Beispiele entstanden andere, bis alle diese kleineren Handelsgesellschaften 1602 unter dem Schutze der Vereinigten Staaten der Niederlande zu einer einzigen Kompagnie verschmolzen. So bildete sich die mächtige Ostindische Kompagnie, in deren Dienst wir jetzt stehn."

„Aber," fiel Pieter Dirckx ein, „um von was Anderm zu reden, soviel ich aus den Worten des Gouverneurs verstanden habe, würden die Niederländer die Insel Amboina verlassen, um hier bei Jakatra den allgemeinen Stapelplatz des Handels der Kompagnie zu gründen. Das scheint mir unvorsichtig."

„Ihr irrt Euch," antwortete Van den Broeck, „das ist

die Absicht der Direktoren nicht. Amboina wird man nicht verlassen, aber die Insel ist zu weit von der Sundastraße gelegen. Man hätte wahrscheinlich an die Befestigung unsrer Faktorei zu Jakatra nicht gedacht, wenn die Portugiesen und Engländer uns nicht in unserm Handel auf den Sunda-Inseln entgegenarbeiteten und uns mit feindlichen Anfällen bedrohten, ungeachtet des zwölfjährigen Waffenstillstandes, der jetzt zwischen diesen zwei Königreichen und den Vereinigten Staaten von Niederland geschlossen ist. Ich darf Euch nicht weiter sagen, was der Gouverneur mir bezüglich der Absichten der Direktoren anvertraut hat; aber, verlaßt Euch darauf, wofern wir hier unsre Festung behaupten können, wird einmal unser Vaterland über Ostindien herrschen ... Ach! da sind die Speisen! Rückt näher an den Tisch, Ihr Herren und sprechen wir das Dankgebet; — denn ich leugne es nicht, der Spanische Wein hat meinen Appetit erregt."

Rosalia, die Magd, hatte mit Congo's Hülfe einige Gerichte aufgetragen und hatte sich dann wieder entfernt.

Während jeder die Speisen zu sich nahm, herrschte eine lange Stille, nur dann und wann durch eine kurze Bemerkung unterbrochen.

Plötzlich erschütterte ein heftiger Schlag das Haus in seinen Grundfesten und ein lautes Gerassel von zerbrochenen Ziegeln ließ sich hören. Es war eine Kanonenkugel durchs Dach gefahren.

Aleidis Mutter und der junge Fähnrich sprangen beide in die Höhe und erbleichten; die andern dagegen blieben ruhig sitzen und drückten ihre Empfindung nur durch ein scherzendes Lächeln aus.

Daß Frau Van den Broeck bei dem überraschenden Lärm erschrocken war, das konnte natürlich scheinen; aber daß Walter, der tapfere Walter, bebend aufgesprungen war, das begriff Niemand.

„Ei, ei, Herr Pietersen," murmelte Dirckx mit einem eben nicht schmeichelhaften Ausdruck, „Eure Nerven sind noch sehr schwach! Mangel an Gewohnheit; es wird mit der Zeit vorübergehn!"

Der Fähnrich hatte sich wieder niedergesetzt und blieb

still; Schamroth färbte seine Stirn, als hätte seine eigene Gemüthsbewegung ihn überrascht und bestürzt gemacht. Van den Broeck bemerkte mit unverhehltem Verdruß:

„Ihr müßt Euch recht in Acht nehmen, Herr Pietersen. Kaltblütigkeit ist für einen Soldaten höher zu schätzen als Tapferkeit; denn wenn Ihr an der Spitze einer Kompagnie ständet und die Soldaten sähen Euch so erschrecken, würden sie vielleicht alle den Muth verlieren. Es ist die große Jugend und Mangel an Gewohnheit, sowie Herr Dirckx sagt."

Walter, durch diese Aeußerung ganz vernichtet, wußte zunächst nicht, was er antworten sollte. Nur als er sah, daß sein Schweigen Aleidis betrübte, that er sich selbst Gewalt an und sprach in ruhigem, sanftem Tone:

„Meine Herren, es ist für jemand in meiner Lage schwer, sich wegen einer solchen Gemüthsbewegung zu entschuldigen; aber erlaubt mir, die Aufregung von Frau Van den Broeck vor Euch zu rechtfertigen; vielleicht werdet Ihr dann kein Gefühl des Vorwurfs mehr gegen mich behalten. Ich frage mit aller Ehrerbietung Frau Van den Broeck, ob sie gezittert hat für sich selbst? Als der überraschende Schlag ihr Ohr traf, hat sich ihr Blick plötzlich auf diejenige gerichtet, die sie mehr als ihr eigenes Leben liebt. Sie hat gezittert, weil jemand Gefahr drohen konnte, der ihr über Alles theuer ist. — Mehr werd' ich zu meiner Entschuldigung nicht sagen; aber ich hoffe, Ihr Herren, daß Euer Herz mich begreifen wird."

Walter hatte diese letzten Worte mit so tiefem Gefühle gesprochen und seine Erklärung war ungeachtet ihrer Kürze, so klar und ergreifend, daß sie einen jeden rührte.

„Bravo! Gut gesagt! Ihr seid ein tüchtiger Mann!" rief Dirckx. „Ich habe auch Frau und Kind gehabt. Wenn sie bei mir waren, beschlich mich gleichfalls eine Art von Angst. Man ist nie unverzagt, wenn die Gefahr zugleich jemand droht, den man lieb hat."

Van den Broeck drückte des Jünglings Hand und flüsterte:

„Ich danke Euch für Eure Zartheit, Walter. Ihr seid ein braver Junge."

Aleidis hatte das Haupt gebogen und zitterte vor Wonne

bei der gefühlvollen Huldigung, die ihr so zart und behutsam gebracht worden war. Ihre Mutter nickte bekräftigend mit dem Kopfe und dankte dem Fähndrich durch einen billigenden Blick.

„Es ist zu verwundern," sprach Dirckx nach einer kleinen Pause, „wie ungeschickt die Javanesen sind; bereits einige hundert Kugeln haben sie uns zugeschickt und mit genauer Noth die Dächer unsrer Magazine an vier oder fünf Stellen getroffen. Die Engländer und Portugiesen, die sich nicht selten auf ihren Batterieen zeigen, werden wohl Kaufleute sein. Was verstehen die vom Schießen? Sie hetzen nur die Javanesen gegen uns auf. Wenn sie ihnen aber nichts besseres zu rathen wissen, als unnütz ihr Pulver verpuffen, so wird die ganze Geschichte dort bald in Dampf aufgehen."

„Man wird ihnen die Zeit nicht lassen, um des Spieles müde zu werden," sagte Van den Broeck. „Ich habe diesen Morgen ziemlich lange mit dem Gouverneur gesprochen. Er hatte erst die Idee, aus der Anwesenheit unsrer Schiffe Vortheil zu ziehen, fahren lassen, weil die See zu hohl ging, und man dies Vorhaben nicht ohne große Gefahr hätte bewerkstelligen können. Jetzt, wo der Wind sich etwas gelegt hat, wird man Boote aussenden, um die Tiefe an der Küste zu messen. Findet man einen günstigen Ankergrund, so wird man die Schiffe näher ans Land bringen und den Javanesischen Lagerplatz tüchtig beschießen und sobald daselbst etwas Schade und Verwirrung angerichtet ist, so werden wir zum zweiten Male zur Faktorei hinausziehn und unsern Angriff erneuern."

„So, so," murmelte Dirckx," ich werde also Gelegenheit finden, sie wegen meiner Wunde zur Rechenschaft zu ziehn? Ei, was Ihr da sagt, ist eine schöne Nachricht."

Sich zu Walter wendend, sprach er:

„Und Ihr, Herr Pietersen, Ihr werdet wieder Wunderthaten verrichten, nicht wahr? Ich sehe, daß Eure Augen zu funkeln beginnen, so wie Ihr von Kämpfen hört . . . Aber was frag' ich Euch da? Ein Fähnrich darf nicht kämpfen, wenigstens hat er fast nie Gelegenheit dazu. Die

Fahne ist eine hinderliche Waffe, man kann sich ihrer nicht gut bedienen, selbst nicht zur Vertheidigung."

„Ich habe gestern Audienz bei dem Herrn Gouverneur gehabt und ihm darüber Vorstellungen gemacht," sagte Walter. „Er hat mir versprochen, er wolle mir, wenn's wieder zum Kampfe käme, Mittel und Gelegenheit geben, mich einer außerordentlichen Beförderung würdig zu machen. Ich bin dem Herrn Gouverneur für seine Güte zum Dank verpflichtet; er will mir helfen, sagt er, zum Erreichen meines Lebensziels . . . "

„Habt Ihr ihm denn von Eurer Hoffnung gesprochen?" unterbrach ihn Van den Broeck verwundert.

„Nein, Herr Hauptmann," antwortete der Fähnrich, „aber ich muß glauben, daß er weiß, welches Gefühl mich nach Ostindien getrieben hat. Habt Ihr selbst nicht mit ihm davon gesprochen, dann wird wahrscheinlich der Direktor Huigens, der es von meiner Mutter vernahm, ihm darüber geschrieben haben."

„Nun, es schadet nichts!" bemerkte Van den Broeck. „Die Hauptsache ist, daß der Herr Gouverneur Euch gewogen sei und Eure Beförderung wünsche."

Mit frohem begeistertem Tone sagte Walter:

„Beim Fortgehn mich freundlich auf die Schulter schlagend, hat er mich hoffen lassen, daß, wenn ich mich noch einmal hervorthun könne, die erste vakante Lieutenantsstelle mein sein werde. Lieutenant! . . . und dann noch einen Schritt! O, ich werde von einer unsichtbaren Macht begünstigt; es ist jemand im Himmel, der mich beschirmt! Ich werde heldenmüthig dem Tode trotzen, es wartet meiner ja zur Belohnung ein Leben voll Freude und Wonne. Ja, ich werde den Lorbeerzweig im Kampfe erobern, der mir ein Recht geben soll zu der unschätzbaren, durch Herrn Van den Broecks Güte mir versprochenen Wohlthat. — Ja, es wird, es wird sicher dahin kommen, wenn nicht . . . aber, nein, der gütige Gott wird das Gebet meiner Mutter im Himmel erhören!"

Congo, der mit der Serviette auf dem Arme hinter seinem Herrn stand, hatte in voller Zerstreuung auf die letzten Worte des Jünglings gehorcht und durch sonderbare

Geberden seine begeisterte Theilnahme kund gethan. Am Schluß entfuhr ihm sogar unwillkürlich ein heller Schrei.

„Was hat doch der närrische Kerl!“ zürnte Van den Broeck. „Er ist wie bezaubert durch Euch, Herr Pietersen, und er läuft Euch von Weitem nach, wo Ihr geht. Sobald er Euch nur sieht, kann man keine gute Bedienung mehr von ihm erhalten. Stellt Euch vor, Ihr Herren, heute morgen überrasch' ich ihn in diesem Saal, wie er einen Schild am Arm und ein großes Schwert in der Faust um sich herum haut, als ob er gegen einen ganzen Haufen Feinde gefochten hätte! Eure Worte, Herr Fähnrich, haben meinen Sclaven so kriegslustig gemacht. Wenn nur nicht sein Verstand mit ihm durchgeht, dann ist die Sache nicht weiter schlimm.“

Und sich zum Neger wendend, drohte der Hauptmann

„Sieh, daß Du Dich still verhältst und Deinen Dienst verrichtest, wie es sich gehört.“

Der Sclave faltete die Hände zusammen und fragte bittend:

„Guter Herr, darf Congo in Eurer Gegenwart ein Wort sprechen?“

„Nun, so sprich!“ befahl er, neugierig geworden durch den ungewöhnlichen Ausdruck im Gesichte des Negers.

„Herr!“ stammelte der Neger, „ich bin ein armer Sclave und habe kein Vaterland; aber ich habe Holland lieben lernen. Mir war so wohl und heiter zu Muth in Amsterdam. Ich hasse die gelben Menschen, weil sie Hollands Feinde sind. Laßt Congo mit Euch in den Kampf gehn, laßt ihn sein Leben wagen für Hollands Ehre. Ich bitte Euch, verweigert ihm diese Gunst nicht; er wird zeigen, daß ihm ein braves Herz schlägt unter seiner schwarzen Haut..“

„Was, was schwatzest Du da zusammen?“ lachte Van den Broeck, „hab' ich es nicht gesagt, Herr Pietersen? Da habt Ihr sogar im Herzen meines Negers den Heldenmuth entflammt. Höre Congo, schaffe diese albernen Gedanken Dir aus dem Kopfe.“

„Ei, ei,“ flüsterte Dirckx, „Congo will Soldat werden. Nun, nun, die Zeit kann kommen, daß man alle Männer, schwarze oder weiße nöthig hat. Wer weiß? Wir sind

hier noch nicht fort . . . Aber was hör' ich da? Die Trommel? Schlägt sie nicht Allarm?"

Man hörte wirklich plötzlich eine Trommel den Sturmwirbel schlagen. Auf der Stelle erschallte dasselbe Signal an allen Ecken der Faktorei und auch einige Trompeten mischten ihre schmetternden Töne unter den rollenden Trommelschall.

Alle sprangen überrascht auf.

„Da sind die Javanesen, die uns bestürmen," rief Van der Broeck. Und seine Frau und seine Tochter umarmend, sagte er kaltblütig:

„Haltet Euch ruhig, Ihr Lieben; die Sache ist nicht sehr gefährlich, und habt vielmehr Mitleid mit diesen dummen Javanesen; sie werden sich vergeblich unter unsern Wällen todtschlagen lassen. Auf Wiedersehn! Auf baldiges Wiedersehn!"

Aleidis eilte zu Walter, ergriff seine Hand und flüsterte:

„Geh, Walter; Deine Mutter dort oben wird nicht allein für Dich beten. Guten Muth, guten Muth!"

Congo lief zu seinem Gebieter, der bereits im Gange war und bat, mit in den Kampf gehn zu dürfen, aber Van den Broeck stieß ihn zurück und gebot ihm, zu Haus zu bleiben.

Auf dem Platze stand bereits ein Theil der Soldaten in Reih' und Glied; die übrigen sah man von allen Seiten mit ihren Waffen herbeigelaufen kommen.

Jedermann schaute verwundert und fragend auf den Gouverneur, der ein wenig weiter hin ungeduldig auf und nieder eilte und durch Geberden die Offiziere zu sich rief.

Sobald er sich von den Hauptleuten umringt sah, sprach er hastig zu ihnen:

„Man signalisirt von unsern Schiffen die Ankunft einer Englischen Flotte von zehn oder elf Segeln mit der Blutflagge am Mast. Mitten im Frieden werden wir unerwartet durch eine ansehnliche Seemacht angegriffen. Es ist ein schnöder Verrath. Ich habe Befehle gegeben, daß man Alles zu einer hartnäckigen Gegenwehr bereit mache und Boote an den Strand sende, um Mannschaft einzunehmen. Ich selbst werde als Admiral mich auf die Flotte begeben.

Ungefähr 60 Musketiere habe ich nöthig, um unsre zwei größten Schiffe gehörig zu bemannen. Hauptmann Dirckx, gebt mir schnell dreißig Musketiere, unter Anführung Eures Lieutenants; Hauptmann Van Ray, Ihr auch soviel; aber Ihr müßt sie unter den Befehl von Fähnrich Pietersen stellen. Vertraut die Fahne bis zu unsrer Rückkehr Eurem ältesten Sergeanten an. Hauptmann Van den Broeck, Ihr sollt als Oberhaupt der Faktorei meine Stelle vertreten während meiner Abwesenheit. Paßt tüchtig auf, laßt Euch nicht überraschen; für uns Alle ist der Augenblick gekommen, um zu zeigen, was der Niederländische Muth mitten in der Gefahr vermag . . . Nun schnell! Man führe die bezeichneten Musketiere nach dem Strande!"

Diesen letzten Befehl sprach der Gouverneur aus, indem er schon einige Schritte nach dem Thore der Faktorei that. Jetzt marschirte er nach dem Strande und fast unmittelbar folgten ihm die sechszig Musketiere, unter Anführung des Lieutenants von Hauptmann Dirckx und des Fähnrichs Walter.

Van den Broeck übernahm sofort den Oberbefehl über die Besatzung der Faktorei; er stellte eine starke Wache am Thore auf und ließ die übrige Mannschaft hinter der Brustwehr der Wälle Posto fassen, um gegen jeden Angriff gerüstet zu sein. Er selbst begab sich mit seinen Kollegen Dirckx und Van Ray auf die Bastion, die nach dem Strande zu lag und sah von dort nach dem Meere hin.

Die Javanesen hatten mit ihrem Feuern aufgehört und waren haufenweise nach dem Strande gelaufen; darauf hatte Van den Broeck gleichfalls das Geschütz der Faktorei schweigen lassen und so war, ohne weitere Verabredung eine Art von augenblicklichem Waffenstillstand zwischen den Landheeren geschlossen.

Von beiden Seiten begriff man, daß das Schicksal dieses Krieges auf der See würde entschieden werden; von beiden Seiten starrte man gespannten Blicks auf die fünf holländischen Schiffe, die alle Segel aufspannten, ihre Gallerie leer machten und ihre Anker lichteten.

Die Boote, welche ans Land geschickt worden waren, um den Gouverneur und die Musketiere an Bord zu bringen,

erreichten schnell die Schiffe und wurden mit einem dreifachen Hurrah begrüßt.

Am Horizonte in neblichter Weite gewahrte man die Englischen Schiffe, die sich erst als kleine weiße Punkte gezeigt hatten, doch allmälig größer und größer wurden und endlich so dicht genaht waren, daß man auf ihren Decks die Schießgewehre und Beile in den Händen der Matrosen schimmern sehen konnte.

Die holländischen Schiffe hatten inzwischen die Anker gelichtet und segelten nordostwärts, um zwischen den Inseln der Bai hindurch ins offne Meer zu gelangen und dem Feinde entgegenzueilen.

Auf der Bastion, von wo aus die drei Hauptleute die Manövers der Flotten beobachteten, waren viele Kaufleute und unbewaffnete Diener der Kompagnie versammelt; ja es befanden sich dort auch Frauen und Kinder, die durch das Aufhören des Schießens und durch ihre Neugier herausgelockt worden waren.

Als das erste Donnern des groben Geschützes den Beginn des Gefechts ankündigte, wurden die Herzen aller Zuschauer beklommen. Van den Broeck und seine Kollegen schienen sogar von tiefer Angst ergriffen. Die Holländer hatten hier nur fünf Schiffe; die feindliche Flotte nahte dagegen mit elf starken Jachten und Gallionen. In diesem ungleichen Kampfe sollte über das Bestehen der Niederländischen Macht in Ostindien entschieden werden. Erklärte sich das Glück für die Engländer, dann war nicht allein die Faktorei von Jakatra für Holland verloren, sondern auch jede andere Besitzung und aller fernere Handel auf den Sunda-Inseln würden ihnen durch die Eifersucht der Engländer genommen und gehemmt werden. Es handelte sich also um die Vernichtung von Hollands Zukunft, von dem Quell seines Reichthums, von seiner Hoffnung auf Ruhm und Größe! Alle, Offiziere wie Soldaten, waren von der Bedeutung dieses Augenblicks durchdrungen; aber Niemand machte seinen Empfindungen durch Worte Luft; alle hielten schweigend die Augen auf den Kampf gerichtet, und es herrschte auf den Wällen der Faktorei eine feierliche und traurige Stille.

Von dem Lager der Javanesen dagegen erscholl frohes Gejauchze; man streckte die Hände in die Höhe und schwenkte drohend mit Schwertern und Dolchen in der Luft herum, als wollte man den Holländern zu verstehen geben, daß ihnen keine Hoffnung auf Rettung mehr übrig bliebe. Denn die Javanesen konnten sich nicht denken, daß fünf Schiffe sich gegen elf stärkere halten könnten.

Die beiden Flotten waren einander inzwischen so dicht genaht, daß die Kugeln ihr Ziel zu erreichen anfingen. Die Luft bebte unter dem Gekrach des Geschützes und Wolken Rauchs stiegen von der Oberfläche des Meeres zum Himmel auf! ...

„Seht, seht!“ rief Van Ray plötzlich im Tone der Freude, „unser Gouverneur verändert seine Richtung; ich wette, daß er auf das englische Admiralschiff lossegeln wird. Unsre Jungen werden den Engländer entern. Ich gäbe zehn Jahre meines Lebens, wenn ich dabei sein könnte! Das wird ein Gemetzel werden; ich fühle es am Klopfen meines Herzens!“

„Ich denke, Ihr täuscht Euch über die Absicht des Gouverneurs,“ bemerkte Van den Broeck; „er ist kaltblütig und wird sich nicht so vermessen gegen einen übermächtigen Feind wagen.“

„Da! Seht Ihr, wie er geradeswegs auf das englische Admiralschiff lossegelt. Er ist ihm beinahe dicht zur Seite und sucht ihm die ganze Ladung in den Rumpf zu blasen ... Nun, was hab' ich Euch gesagt?“

Jetzt brach ein schrecklicher Geschützdonner los und der Besanmast des englischen Admiralschiffs stürzte mit Tauwerk und Segeln aufs Verdeck.

Man hörte das „Hurrah!“ der holländischen Matrosen mitten durch den Kanonendonner diesen prächtigen Schuß begrüßen.

„Brav, brav, Jungens!“ murmelte Pieter Dirckx, „nun die Enterhaken heraus; den Feind an Bord geentert!“

Man konnte in der That an dem Drängen und Laufen auf dem holländischen Admiralschiff erkennen, daß die Mannschaft sich bereit machte, um sich an den Rumpf des Engländers fest zu hängen und ihm an Bord zu springen;

aber zwei andere Schiffe des Feindes, die Gefahr des Admirals bemerkend, machten nun die größten Anstrengungen, um ihm zu Hülfe zu kommen; und bevor der holländische Gouverneur sein Unternehmen ausführen konnte, waren sie ihm dicht genug genaht, um ihn zu seiner eigenen Vertheidigung zu nöthigen.

Die holländischen Schiffe drängten sich ihrerseits gleichfalls um ihren Admiral zusammen, um ihn zu entsetzen.

Die Schlacht, die bis dahin nur aus der Ferne geliefert worden war, zog sich jetzt in einen engeren Kreis zusammen, und bei dem unaufhörlichen Abschießen der Kanonen und Musketen entstand eine dicke Rauchwolke, die alle Schiffe mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllte.

Von der Bastion aus konnte man nichts mehr sehen, als den gelben Blitz, der die Rauchwolke manchmal erhellte, wenn eine ganze Reihe Geschütze zu gleicher Zeit losbrach und ihr Feuer sich zu einer einzigen Flamme vereinigte. Man hörte im Schooße der grauen Nebelmasse nicht allein das Krachen der Kanonen und den Knall der Musketen, sondern zugleich ein merkwürdiges Brausen von Stimmen, ein verworrenes Geschrei, ein dumpfes Gekrach, das die Nerven schmerzlich affizirte und bei der Ungewißheit über das, was in der geheimnißvollen Rauchwolke geschehen mochte, die Herzen der Zuschauer bald von Furcht und Angst, bald von Muth und Hoffnung zittern machte.

Die Schlacht dauerte nicht lange auf diese heftige Weise fort; nach einer halben Stunde schien der Dampf sich wieder über die Fläche der See auszubreiten. Bald öffnete er seinen Schooß und ließ aufs Neue die kämpfenden Schiffe abgesondert sehen. Es schien, daß die holländische Flotte, die jetzt, durch die Bewegung des Gefechts unter den Wind gelangt war, sich anstrengte, um mit Hülfe aller Segel nach Osten zu aus dem Kampfe zu entweichen und sich von dem Feinde zu entfernen. In diesem Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit der Hauptleute durch ein neues Schauspiel gefesselt. Aus der Ferne kam eine große Schaluppe gefahren, die voll Soldaten schien und eine große Anzahl Ruder führte. Sie segelte auffallend schnell quer durch die Kanonenkugeln der Engländer nach dem Strande und

wurde mit aller Kraftanstrengung von zwei andern bewaffneten Schaluppen verfolgt; diese würden, so schien es, sie wahrscheinlich nicht einholen. Aber eine dritte Schaluppe, von einem anderen Schiffe abgeschickt, die ihre Bahn quer durchschnitt, konnte ihr vielleicht den Weg versperren, und so den andern Booten Zeit gewähren, um ebenfalls die verfolgte Schaluppe zu erreichen.

„Holländer sind's, die flüchten!" rief Van Ray. „Was mag dies bedeuten? Sollte die Schlacht verloren sein?"

„Ihr armen Kameraden!" seufzte Van den Broeck, während er der Bewegung der Schiffe folgte und wohl vorhersah, daß die Niederländer ihrem Schicksale nicht entgehen würden. „Drei gegen einen! Und wir müssen sie hier erliegen und unter unsern Augen erliegen sehen! O es ist schmerzlich!"

„Nun, nun, das wollen wir erst noch sehen!" murmelte Dirckr. „Solch Schaluppengefecht ist wie auf festem Lande; man greift da einander Mann an Mann an. Das Blättchen kann sich auch wenden. Da, da, jetzt sind sie im Kampfe! Was ist das für ein Mann, der da auf dem Vordersteven steht und mit seiner Hellebarde so wild unter die Engländer haut? Seht, er hat schon vier von der vordersten Bank weggestoßen. Recht so, recht so, mein Junge!"

„Himmel, es ist Walter Pietersen!" schrie Van den Broeck. „Gott möge ihn behüten!"

„Ja, ja, es ist der Fähnrich, wirklich!" bemerkte Dirkr. „Es würde verdrießlich sein, wenn er unterliegen müßte; es ist eine heldenmüthige Seele. Seht, seht, wie er zu Werke geht, wie ein Löwe!"

Van Ray sprach nichts, zitterte aber vor Wuth und Trauer. Sein Fähnrich, der tapfere Walter, schwebte in Lebensgefahr und sollte unfehlbar erliegen; denn die zwei Schaluppen, die ihn verfolgt hatten, waren nicht mehr als einen Steinwurf von ihm entfernt.

„Ahah!" rief Van der Broeck voll Freude aus, „da geben die Engländer es auf! Er wird entkommen! Er wird entkommen!

Walter Pietersen und seine tapfern Gefährten hatten

sich gegen die Mannschaft der feindlichen Schaluppe so tapfer gewehrt, daß diese sich bald weg treiben ließen, um auf die zwei andern Boote zu warten; aber als die Holländer dies sahen, hatten sie ihre Ruder ins Wasser gelegt und waren in einem Augenblicke so weit vorwärts gekommen, daß die Engländer trotz aller Anstrengungen sie nicht wieder erreichen konnten.

Die holländische Schaluppe, noch immer von ihrem Feinde entfernt, lief zwischen der Faktorei und dem Javanesischen Lager an den Strand. Ihre Bemannung wollte ans Land springen und nach der Faktorei gehn; aber ein großer Haufe Javanesen, der in aller Eile herangelaufen war, stand am Strand und versperrte ihnen den Weg.

„Kameraden!" rief Walter, „der Feind vor uns, der Feind hinter uns! Es gibt keine Wahl. Bohren wir ein Loch durch diese gelbe Brut! Folgt mir! Vorwärts! Niederland, Niederland!"

Bei diesem Aufruf sprangen die Holländer, in der Zahl ungefähr dreißig Mann, ans Land und begannen einen hoffnungslosen Kampf gegen die Javanesen.

Es war wunderbar, wie Walter, schon mit Blut überdeckt, die Javanesen unter dem blitzenden Schlage seiner Hellebarde vor seinen Füßen niederwarf und wie seine Gefährten mit den Kolben ihrer Gewehre wie mit Keulen die Schädel ihrer Feinde zerschmetterten. Freilich verminderte sich die Zahl der Niederländischen Helden schnell und bereits stand Walter auf fünf oder sechs Leichen seiner Gefährten. Er schrie vor Grimm und Verzweiflung, als er den triumphirenden Tod ihn angrinsen sah und der Name seiner Freunde, wie ein trauriges Lebewohl, von seinen Lippen tönte. Er war dem Untergange nahe und er sah es ein. Aber als ob diese schreckliche Gewißheit seine Kräfte verdoppelt hätte, als ob er entschlossen wäre, sein Leben noch theuer zu verkaufen, er stürzte mit neuer Wuth auf den Haufen der Javanesen ein und fällte etwa zehn Feinde zu Boden. Es half jedoch nichts, der Kreis, worin er mit seinen Leuten gegen den Andrang der Feinde rang, wurde zuletzt so eng, daß der tapfre Fähnrich seine letzte Hoffnung auf Rettung schwinden fühlte . . . Aber mit einem

Male erhob sich in seiner Nähe und hinter den Javanesen das Niederländische Siegsgeschrei: Holland! Hurrah! Hurrah!"

Als Hauptmann Van den Broeck von der Bastion aus die Javanesen vorstürmen sah, um die Mannschaft der Schaluppe anzufallen, befahl er mit Kartätschen unter den dichten Haufen der Javanesen zu schießen. Er sprang vom Walle, versammelte in aller Eile sechszig Piekeniere und eilte mit dieser Schaar zum Thor hinaus, um die kämpfenden Holländer zu entsetzen... Durch die Spieße der Piekeniere von hinten angefallen und durch die Ladung von vier schweren Stücken haufenweise niedergemäht, machten die Javanesen schnell kehrt und wichen zurück, bis sie außer Schußweite waren. Walter war gerettet!

Von den Broeck sprang dem heldenmüthigen Fähnrich um den Hals und bezeugte eine so herzliche Freude über seine Rettung, als wenn Walter sein eigner Sohn gewesen wäre.

Tief gerührt durch diesen liebreichen Empfang, wußte der Jüngling nicht, wie er seine Dankbarkeit ausdrücken sollte; die Thränen schossen ihm in die Augen und er blickte gen Himmel, um Gott für seine Gnade zu preisen.

Die Holländer waren damit beschäftigt, ihre Todten und Verwundeten unter den Leichen ihrer Feinde aufzusuchen.

„Nun, mein tapfrer Walter, wie ists dort gegangen?" fragte der Hauptmann mit sichtbarem Kummer.

Der Fähnrich antwortete, während er mit der einen Hand etwas in der Brusttasche seines Wammses zu suchen schien und mit der andern Blut und Schweiß sich aus dem Gesichte wischte:

„Es hat nicht lange gedauert; aber es ist schrecklich heiß hergegangen; auf unserm Admiralschiffe floß das Blut stromweise über das Deck. O Hauptmann, ich habe den Tod lachen sehen; diesmal meinte er das Spiel gegen mich gewonnen zu haben; aber meine Mutter dort oben hat gesiegt!"

Und einen geschlossenen Brief aus seinem Wamms holend, sprach er:

„Hauptmann, dies hat mir der Gouverneur Euch einzuhändigen aufgetragen. Es ist eine Botschaft von großer Bedeutung; denn der Gouverneur hat uns mit gefaltenen

Händen, sie Euch doch ja zu überbringen, und sollte auch nur ein einziger von uns seine Kameraden überleben."

Van den Broeck erbrach das Siegel und ließ seinen Blick auf den Inhalt der Botschaft fallen. Was darin stand, konnte nicht lang sein, denn alsbald gab er Befehl, zur Faktorei zurückzukehren. An der Spitze seiner Truppen schreitend, besah er noch mehr als einmal den Brief und schien über seinen Inhalt nachzudenken.

Als Alle in die Faktorei hineingezogen waren, winkte Van den Broeck seinen zwei Amtsgenossen Dirkx und Van Ray und sagte ihnen:

„Horcht, was der Gouverneur mir schreibt: — Ich verlasse die Schlacht, um nicht unnütz so viele tapfre Niederländer unter der Uebermacht des Feindes erliegen zu lassen. Ich entferne mich, um die holländischen Schiffe in den andern Sundahäfen aufzusuchen. Euch vertraue ich die Bewachung und den Oberbefehl über die Faktorei. Vertheidigt sie bis auf den letzten Mann. Verzweifelt nicht, ich kehre bald wieder, um einen schnöden Verrath ruhmvoll zu rächen. — Der Lieutenant von Hauptmann Dirkx ist gefallen; ich ernenne den Fähnrich Walter Pietersen an seine Stelle.

Johann Pietersz Koen.

Einige Augenblicke blieben die Hauptleute in Berathung, worauf Van den Broeck einem Tambour winkte und ihm befahl, das Zeichen zur Versammlung zu geben. Sobald die meisten Soldaten, die nicht als Wachtposten auf den Wällen standen, in die Mitte des Platzes zusammen gekommen waren, ließ das neue Oberhaupt sie einen Kreis bilden, und nachdem er ihnen die Botschaft des Gouverneurs vorgelesen hatte, sprach er mit kaltblütiger Stimme:

„Kameraden, Ihr hört es; unserm Muth, unsrer Unverzagtheit ist die Bewahrung der Faktorei anvertraut. Wir sind zusammen durch Feuer und Schwert erprobt; ich würde Euch beleidigen, wenn ich an der Unbeugsamkeit Eures Heldenmuthes zu zweifeln wagte. Unsre Feinde sind allerdings zahlreich und unsre Lage ist vielleicht gefährlich; aber wie würden wir den Ruhm erlangen, nach welchem wir trachten, wenn uns niemals Gelegenheit ge-

geben würde, zu zeigen, was der Niederländische Muth vermag. Laßt Euch von dem Gedanken durchdringen, daß der Genius des Vaterlandes über diesem Boden schwebt und seinen Blick auf uns gerichtet hält. Bringt Eure Feinde zum Schweigen und beschämt sie, nicht allein durch Eure Unerschrockenheit, sondern auch durch Eure unwandelbare Ausdauer; — und die Geschichte möge dann, zur Ehre Niederlands, verkündigen, wie einst dreihundert seiner Söhne, auf Java verlassen, mannhaft und siegreich gegen tausende und aber tausende von Feinden Stand gehalten haben. Wahrscheinlich jauchzen Engländer, Portugiesen und Javanesen bereits über unsern Fall; wahrscheinlich vertheilen sie schon die Reichthümer unter sich, welche Holland hier für einen friedlichen Handel aufgehäuft hat; aber Gefährten, schwört es mit mir, daß der Gott des Himmels es höre, nur über unsre Leichen sollen sie den Fuß setzen in diese Faktorei. Wir werden sie behaupten oder sie bis auf den letzten Mann vertheidigen! Und bleibt der Sieg dem Verrath, so sehe kein Niederländisches Auge diesen schnöden Triumph!"

Ein furchtbares Geschrei antwortete auf des Hauptmanns Ansprache; alle Soldaten hoben die Spieße und Schießgewehre in die Höhe und wiederholten den Eid. Aus ihren verworrenen Rufen konnte man allein die Worte: „Hurrah! Holland! Bis zum letzten Mann! Bis in den Tod!" unterscheiden.

„Ich dank' Euch, im Namen unsres theuren Niederlands!" sagte Van den Broeck tief bewegt. „Geht nun und bewahrt mit diesem schönen Heldenmuthe auch das gleich lobenswerthe Gefühl der Pflicht. Ich preise den Herrn, daß er mich an die Spitze solcher tapfrer Männer gestellt hat. Geht Brüder, wir werden zusammen noch Wunder thun auf diesem Boden!"

Die Leute wollten sich entfernen, aber Hauptmann Dirkx gab seinen Soldaten ein Zeichen, daß sie bleiben sollten. Er ging darauf zu Walter, der etwas weiter bei seiner Kompagnie stand und sich durch Congo mit einem Tuche das Blut von den Kleidern abwischen ließ. Dirkx nahm den Fähnrich bei der Hand und führte ihn vor die Glieder seiner Kompagnie, indem er seinen Soldaten zurief:

„Leute, Euer tapfrer Lieutenant ist in der Seeschlacht gefallen; aber der Gouverneur stellt einen heldenmüthigen Offizier an seinen Platz. Hier dieser Fähnrich, den Ihr alle schon kennt, bewundert und liebt, ist Euch zum Lieutenant gegeben. Er möge Euch willkommen sein!"

„Hurrah, hurrah für unsern Lieutenant!" riefen die Soldaten mit wiederholtem Jauchzen und fröhlichen Respektsbezeugungen.

„Ich Lieutenant?" stammelte Walter, zitternd vor Ueberraschung. „Ach, es ist nicht möglich!"

Van den Broeck, der sich genähert hatte, ergriff Walters Hand und sagte ihm:

„Ich wünsche Euch Glück, Herr Pietersen. Wohl ist solch schnelle Beförderung wunderbar; aber wunderbar und ruhmvoll ist auch Euer Betragen. Fahrt fort, Lieutenant, ich werde mein Versprechen mit Freuden erfüllen."

Und indem er ihn ein wenig nach der Mitte des Platzes führte, zeigte er ihm in der Ferne Alcidis, die vor ihrer Thüre stand und mit Verlangen nach den Soldaten zu sehen schien.

„Sie wartet auf Euch," sprach er. „Ihr Herz klopft vielleicht ängstlich; denn sie wird durch Congo erfahren haben, daß Ihr auf der Flotte wart. Beruhigt und tröstet sie nun. Ich habe noch einige Befehle zu geben und dann komme ich gleichfalls. Wir wollen dann ein Glas Spanischen Wein auf Eure Beförderung trinken."

Walter, überschüttet mit Wonne und in einer süßen Hoffnung schwelgend, richtete seine Schritte nach Van den Broecks Wohnung. Schon von weitem sah er zwei Arme bewillkommnend auf ihn gerichtet und hörte eine liebliche Stimme, die voll froher Begeisterung ausrief:

„Dank, o Gott! Er lebt! Er lebt!"

VI.

Unmittelbar nach der Seeschlacht war die Englische Flotte zwischen den Inseln in der Bai von Jakatra vor Anker gegangen. Obschon sie mit ihrem Geschütz die Faktorei nicht erreichen konnte, entnahm sie doch durch ihre Anwesenheit den Holländern alle Hoffnung auf das Erlangen einiger Unterstützung von der Seeseite her, bevor der Gouverneur mit der versprochenen Hülfe zurückkäme.

In der sichern Erwartung, daß die Javanesen durch den scheinbaren Sieg der Engländer ermuthigt und jetzt von ihnen thatkräftig unterstützt, ohne Zweifel die Faktorei bestürmen würden, gab Van den Broeck Befehl, die Brustwehr und die Festungsmauer mit Ballen von Kaufmannsgütern aus den Magazinen der Kompagnie zu erhöhen. Die kostbarsten Stoffe: geblümte Kleider von Cambcja, rohe Seide von China, feine Kattune von Bengalen, ja sogar goldne und silberne Tücher von Japan wurden über den unvollendeten Mauern aufgehäuft, mit dünnen Pfählen befestigt und von Innen mit Erde gestützt. Da ein jeder Tag und Nacht mit Eifer und gutem Willen gearbeitet hatte, erreichten die Wälle in weniger als zwei Tagen eine unersteigbare Höhe, und vielleicht verdankte man es diesem Umstande allein, daß die Javanesen fast zwei Wochen vergehen ließen, ohne etwas gegen die Faktorei zu unternehmen.

Unterdessen waren die Holländer nicht unthätig geblieben. Um die Güter der Kompagnie, ungeachtet der Noth, soviel als möglich zu schonen, hatten sie an der Vollendung der Wälle fortgearbeitet, indem sie Erde aufschütteten. Nach Verhältniß der weiter geförderten Arbeit brachten sie nach und nach die kostbaren Handelswaaren in die Magazine zurück.

Die Soldaten waren von einem wunderbaren Geist der Eintracht und des Eifers beseelt; und obwohl in solchen bedenklichen Lagen die Disziplin und der Respekt gegen die Vorgesetzten fast immer abnehmen, hatte man hier noch kein Zeichen von Mißvergnügen und Widerspenstigkeit wahrgenommen.

Walter Pietersen und seinem unbegränzten Einfluße auf die Mannschaft verdankte man diese vortreffliche Stimmung der Gemüther. Der junge Lieutenant war immer mitten unter den Soldaten, arbeitete mit ihnen, redete zu ihnen mit Begeisterung von Vaterland und Ehre, erzählte ihnen von Niederlands altem Ruhm und machte ihre Herzen schwellen von Trotz und Heldenmuth. Dabei lag etwas so mildes, freundliches und edles in Allem was er that und sagte, daß die ganze Besatzung, sowohl die freien Leute und Knechte als die Soldaten und auch die Hauptleute den muthigen Jüngling bewunderten und liebten. Er war aller Freund; und wenn etwas Beschwerliches, sei es die Aufopferung der Ruhezeit oder eine übermäßige Arbeit von den Leuten gefordert werden mußte, dann galt nur ein einziges Wort vom Lieutenant wie ein Befehl, dem man sich mit Liebe und Freude fügte. —

Die Holländer hatten sich in den ersten Tagen nach dem Abgange der Flotte sehr gewundert, daß die Javanesen sie ungestört an ihren Befestigungen fortarbeiten ließen und konnten nicht begreifen, warum der Feind nicht wenigstens etwas versuchte, um sie zu beunruhigen. Noch höher aber stieg ihr Staunen, als sie am zehnten Tage eine Gesandtschaft von dem Pangerang erscheinen sahen, um ihnen Friedensvorschläge zu machen.

Ohne viel Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Javanesen zu setzen, hatte sich doch der Kriegsrath nicht geweigert, in Unterhandlung zu treten, weil man dadurch Zeit gewinnen konnte zur Erwartung der versprochenen Hülfe und noch mehr, weil man Mangel an Schießpulver zu fürchten begann und man unterdessen den Vorrath schonen könnte.

Die Gesandtschaft war an diesem Tage schon zweimal hin und her von der Faktorei nach dem Javanesischen Lager

gegangen, und brachte jedesmal neue Bedingungen, die die Holländer ganz und gar verwarfen, weil darin das Ebenen der Wälle und das Abbrechen der Festungsmauer enthalten war. Der Pangerang verlangte außerdem eine ansehnliche Entschädigung in gemünztem Silber. Als letzte und unwiderrufliche Friedensbedingung hatte der holländische Kriegsrath einen Vertragsentwurf geschickt, worin vorgeschlagen wurde, daß man dem Pangerang sechs tausend Realen verehren wollte, aber daß die Faktorei so bleiben sollte wie sie jetzt war, bis daß die Rückkehr des Herrn Gouverneurs Gelegenheit zur Eröffnung neuer und entscheidender Unterhandlungen geben würde.

Die Javanesischen Gesandten waren darauf fortgegangen, ohne daß man ferner etwas über diese Sache vernommen hätte; und man begann nun allgemein zu glauben, daß die Unterhandlungen über den Frieden ohne Erfolg bleiben würden. Es war gleichwohl zwischen den Gesandten und dem Niederländischen Befehlshaber verabredet worden, daß man die Feindseligkeiten nicht ohne vorausgehende Anzeige fortsetzen sollte; und weil die Javanesen bis dahin aus ihren Batterien noch nicht gefeuert hatten, konnte man noch einige Hoffnung auf einen vortheilhaften Frieden hegen.

Ein in Malaiischer Sprache geschriebener Brief, den man des Nachts mit einem Pfeil über die Mauern der Faktorei geschossen hatte, gab den Holländern die Erklärung des sonderbaren Verhaltens ihrer Feinde. Nach diesem Schreiben sollte der Pangerang von Bantam unter Kriegsdrohungen den Engländern verboten haben, die Holländer auf Javanesischem Grund und Boden zu bekämpfen. Der Bantam'sche Fürst hätte dies gethan, weil er fürchtete, daß die Engländer nicht allein die Güter der Niederländischen Kompagnie, sondern auch die Faktorei selbst in Besitz nehmen würden, und dieser Krieg demnach für die Javanesen kein anderes Resultat liefern würde als eine Veränderung des Feindes. Weil die Engländer nicht gern ihr reiches und blühendes Handelsbüreau zu Bantam wollten vernichtet sehn, wagten sie jetzt nicht, öffentlich an dem Sturm gegen die holländische Faktorei theilzunehmen. Diese Verweigerung thätiger Hülfe hätte nach dem geheimen Briefe

den Pangerang von Jakatra sehr gegen die Engländer erbittert, und daraus wäre seine unerwartete Neigung zum Frieden entsprungen. Obschon die Javanesen ein betrügerisches und listiges Volk wären, so könnten doch die Holländer, wie der Bericht sagte, sich versichert halten, daß der Pangerang ihnen ehrliche Vorschläge gemacht hätte.

Der Brief trug zur Unterschrift den Namen von Anachoda Wattyng, einem Javanischen Chinesen, den Van den Broeck vor dem Beginne dieses Krieges als einen Freund der Holländer hatte kennen lernen.

Man glaubte daher keinen Grund mehr zum Mißtrauen gegen den Pangerang zu haben; gleichwohl beschloß man, in Erwägung, daß der Brief selbst eine List sein konnte, den Lauf der Dinge ruhig abzuwarten und unterdessen die Befestigungswerke der Faktorei ganz zu vollenden.

Um den Eifer der Besatzung zu beleben und ihren guten Willen zu belohnen, hatte Van den Broeck versprochen, er wolle am Tage dieser Vollendung an jeden Soldaten und an jeden Diener der Kompagnie ein großes Maß Spanischen Wein und einige andere Erfrischungen austheilen lassen, auch würde man die vollbrachte Arbeit durch ein fröhliches Fest feiern. Der Kriegsrath hatte beschlossen, daß man bei dieser Gelegenheit der Faktorei, oder lieber der Festung, einen Namen geben würde; aber es sollte dieser Name vor der Besatzung geheim gehalten werden, damit das Fest durch die Ueberraschung mehr Eindruck machte auf die Gemüther.

Am dreizehnten Tage nach dem Abgange der Flotte war man mit der Vollendung der letzten Ecke der Brustwehr beschäftigt, und Alles schien anzudeuten, daß binnen Kurzem, vielleicht nach einer Stunde, das versprochene Fest würde beginnen können. Auf dem Platze sah man viele Soldaten, die jauchzend und singend allerlei Flaggen an lange Bambusrohre befestigten; da waren rothe, blaue, gelbe, grüne, ja selbst vielfarbige, aber keine weiße, denn man wollte den Feind nicht auf den Gedanken bringen, daß man den Frieden wünsche.

Etwas weiter hin saßen einige andere Männer rund um einen kleinen grünen Baum, der mit bunten Wimpeln,

mit Kränzen und mit Rosen von Goldpapier geschmückt war. Noch immer fuhr man fort, an diesen Maibaum Schnuren von glänzenden Glasperlen zu hängen und ihn schön und prächtig zu machen, gerade wie man im lieben Vaterlande zu thun gewohnt war, um ein glückliches Ereigniß zu feiern.

Ein wenig hinter dem Maibaum standen vier Sergeanten, die etwas auf ihre Schultern geladen hatten, das mit einer Decke von dreifarbigem Kattun überzogen war. Es war ein ungemein großes Brett von unverwüstlichem Tekholz, worauf man mit riesengroßen Buchstaben den neuen Namen der Faktorei gemalt hatte. Es sollte während des Festes feierlich enthüllt werden.

Neben einem der zwei großen Magazine standen etwa zwanzig Frauen und eben so viele Kinder in einer doppelten Reihe. Sie hatten ihre besten Kleider angezogen und sich den Kopf mit den wenigen Blumen verziert, die noch in der Faktorei übrig geblieben waren; in der Hand hielten sie einen Moringazweig, ein Bananenblatt oder das Laub einer Kokospalme. Auf allen Gesichtern war ein heitres Lächeln zu sehn und alle Augen glänzten von Freude; denn dort drüben bei der Thür des andern Magazins war man beschäftigt große Tafeln zu ordnen; und nun erschien man bereits mit einer Menge Flaschen Spanischen Weins und Körben und Töpfen voll getrockneter und eingemachter Früchte. Von diesen Leckereien sollten die Frauen und Kinder gleichfalls ihr Theil haben; und sie hatten jetzt so lange schon in Angst und drängender Arbeit gelebt, daß die Ankündigung eines fröhlichen Festes ihre Herzen vor Verlangen klopfen machte.

Die Männer mit den Flaggen und mit dem Maibaume, die Frauen und Kinder, die Trommler und Trompeter und wer da noch bereit stand, Alle erwarteten jeden Augenblick das Zeichen zum Beginne des Festes, das ihnen von den Wällen aus gegeben werden sollte.

Da quälten sich noch etwa sechszig Soldaten und Knechte mit dem letzten Stück Arbeit. Die Meisten schafften Erde heran in Körben oder auf kleinen Handkarren und schütteten diese auf die Brustwehr in die Oeffnung, die noch ausge-

füllt werden mußte: andere ordneten die Erde mit Spaten, um der Verschanzung die erforderliche Gestalt zu geben, noch andere schlugen Stangen und Pfähle in den Boden, um dem Werke die nöthige Festigkeit zu geben.

Walter Pietersen stand mitten unter den arbeitenden Soldaten und ermuthigte sie durch seine begeisterten Worte und durch sein Beispiel. Für diesmal jedoch bedurften die Leute dieser Aufmunterung nicht, denn obwohl ihnen der Schweiß vom Angesicht tröpfelte, zeigten sie doch solche komische Eile und sagten so witzige Sachen über die Thorheit der Javanesen und das Gefopptwerden der Engländer, daß die Zuschauer sich des Lachens nicht enthalten konnten.

Hauptmann Van den Broeck und seine Kollegen standen auf dem Walle und sahen unter freundschaftlichem Plaudern vergnügt auf den Eifer der Soldaten; auch sie warteten begierig auf den Augenblick, wo das Zeichen zur allgemeinen Freude gegeben werden konnte.

Endlich war Erde genug herbeigeschafft, um die letzte Oeffnung der Brustwehr ganz auszufüllen, noch eine Bearbeitung mit den Spaten, und die Befestigung sollte ganz fertig sein.

Der Sergeant, der hier als Werkführer über die Arbeiter gesetzt war, steckte bald seinen Stock in die Erde und schwenkte seinen Hut in der Luft, indem er ausrief:

„Hurrah! Hurrah! Es ist gethan!“

Alle seine Gefährten wiederholten den Ruf und sandten den Schall ihres fröhlichen Gejauchzes über die Faktorei.

Auf ein Zeichen des Befehlshabers begannen die Tambours „Vergaderung“ zu schlagen, die Trompeter mischten ihre schmetternden Töne in den frohen Trommelschall. — Jedermann lief von den Wällen, um sich auf dem Platze zur angegebenen Stelle zu begeben.

Unterwegs sagte Van den Broeck zu Walter Pietersen:

„Nun, Lieutenant, lauft und holt Aleidis mit ihrer Mutter; ich hab' es ihnen versprochen, daß Ihr ihr Begleiter sein sollt während des Festes.“

Voll Freude über diesen ehrenvollen Auftrag sprang Walter voraus und erreichte schnell die Wohnung des Hauptmanns.

Rosalie, die Magd, stand vor der Thür und antwortete auf seine Bitte, ihre Herrschaft von seiner Ankunft zu benachrichtigen:

„Geht nur hinein, Herr Lieutenant; man wartet schon lange auf Euch. Mein Fräulein weiß seit einer halben Stunde nicht mehr wo bleiben vor Ungeduld. Sie hat sich so schön gemacht, daß Ihr sie nicht mehr wieder erkennen werdet.“

Wirklich fand der Jüngling, als er, von Rosalie geführt, in den Saal trat, Aleidis bereit, ihm zu folgen. Nur des Hauptmanns Gattin bedurfte noch einige Augenblicke, um ihre Spitzenmütze zu ordnen. Gleich jeder andern Frau in der Faktorei war ihr befohlen, daß sie an diesem Tage vor der Mannschaft in ihrer reichsten und festlichsten Kleidung erscheinen sollte.

Obschon des Hauptmanns Tochter hinlänglich bezauberte durch ihre reine natürliche Schönheit, so schien jetzt die Pracht, vorzüglich aber die züchtige Anordnung ihrer Kleidung ihre Anmuth noch zu erhöhen.

Ueber einem langen Kleide von weißem Atlas trug sie ein grünseidenes, eng anschließendes Leibchen; darüber einen durchsichtigen Blondenschleier, mit goldenen und silbernen Pünktchen durchwirkt, der ihre schönen blonden Haare wie mit einem schneeigen Nebel umhüllte und hinter ihr fast bis auf den Boden niederwallte. Seligkeit und Wonne strahlten aus ihren blauen Augen, und mit einem kindlichen Freudenschrei begrüßte sie den Lieutenant.

„Walter, Walter!“ rief sie: „ist es fertig? Wird der Maibaum nun gepflanzt? Ach, das wird einmal ein recht fröhliches Fest sein!“

„Ja, es ist fertig, Aleidis,“ antwortete er. „Hört, wie die Mannschaft jauchzt! Euer Herr Vater schickte mich, um Euch zu holen. O, ich danke ihm aus der Tiefe meines Herzens; er ist so gut gegen mich.“

„Wer hätte das zu hoffen gewagt?“ sagte Aleidis. Der barmherzige Gott hat seine Gnade so sichtbar und so mildreich über uns ausgegossen. Noch vor Kurzem sah ich den Tod vor Augen; noch vor Kurzem mußten wir zittern vor Furcht, in die Hände der grausamen Javanesen

zu fallen. Ich bin genesen; Ihr seid schon Lieutenant; mein Vater liebt Euch; unsre Faktorei ist mit starken Festungswerken umringt ... Wir werden dieses Land zum Ruhm und Vortheil Hollands behaupten können und ... glücklich sein auf Erden, Walter!"

„Aber wir müssen uns beeilen, Aleidis," bemerkte der Lieutenant, „sonst werden wir vielleicht zum Dankgebet zu spät kommen; und, wie Ihr sagt, Gott hat uns zu sichtbar beschirmt, als daß wir nicht alle zusammen aus der Fülle eines erkenntlichen Gemüthes an Ihn ein feuriges Loblied richten müßten, bevor man sich der Freude überlasse."

„Mutter, Mutter," bat Aleidis, „spute Dich doch, das Dankgebet dürfen wir sicher nicht verfehlen, sonst würde Papa über unsre Saumseligkeit aufgebracht werden."

„Nur noch ein Paar Nadeln sind anzustecken, dann bin ich fertig," antwortete Frau Van den Broeck. „Such' mir mein Gebetbuch, Aleidis; denn ich kann den verordneten Psalm nicht gut auswendig."

„Ich aber!" rief Aleidis, „ich hab' ihn seit drei Tagen so oft in der Stille gesungen, daß Congo, unser Neger, durch das Zuhören ihn von mir ablernte, und nun auch vom Morgen bis zum Abend das herzliche Gebet vor sich hin murmelt ... Komm Mutter, nun bist Du ganz prächtig und gebührend aufgeputzt."

„Reicht Aleidis den Arm, Herr Lieutenant," sagte Frau Van den Broeck in heiterm Ton. „Der Hauptmann will, daß Ihr an diesem Tage unser Geleitsmann seid."

Der Jüngling, durch diese freundliche Einladung überrascht, schien zu zögern und stammelte eine ehrerbietige Entschuldigung, aber Aleidis hatte schon seinen Arm ergriffen und zog den jungen Offizier lachend durch den Gang zur Thür. Hier standen Congo und das Dienstmädchen, jeder mit einem großen Sonnenschirme, um ihren Gebieterinnen zu folgen, sowie es die Gewohnheit in Ostindien erheischte. Rosalie trug außerdem noch zwei aufgerollte Matten unter dem Arm.

Als die Hauptmanns Familie auf den Platz trat, waren bereits alle Soldaten, die Beamten, die freien Leute, die Knechte, die Frauen und Kinder in Reihen hintereinander

geschaart, als wollten sie einen feierlichen Umgang halten.

An der Spitze der Schaar standen die Trommler und Trompeter, dahinter die Leute mit dem Maibaum und die Sergeanten mit der umhüllten Namentafel, dann die Soldaten mit den Flaggen, und die Frauen und Kinder mit den Laubzweigen. Die übrige Mannschaft folgte hinterher, jeder in seiner Kompagnie.

Das Jauchzen hatte ganz aufgehört; es herrschte eine völlige Stille.

In dem Augenblick, wo Walter mit den beiden Frauen den Versammlungsort erreichte, schlugen die Trommeln einen kurzen Wirbel und die ganze Schaar, Vorgesetzte und Untergebene, kniete in feierlicher Andacht nieder.

Aleidis und ihre Mutter knieten gleichfalls nieder auf die Matten, die Rosalie schnell vor ihnen ausgebreitet hatte. Ein feierlicher Gesang, von mehr als drei hundert Menschen dem Herrn zu Ehre angestimmt, erhob sich in abgemessenen Tönen über die betende Schaar, und als ein erhabenes Loblied stiegen folgende Worte zum Himmel empor:

„Ich liebe Gott den Herrn, denn Er erhört
Mein flehend Schrein in meinen schweren Plagen,
Ich werde bitten ihn in bösen Tagen,
Denn daß er helfend naht, sein Wort mich lehrt.

„Des Todes Stricke hatten mich umfah'n,
Ich war von Höllenängsten dicht umschlungen,
Voll Seufzerqual, von tiefster Noth bezwungen,
Doch da rief ich des Herren Namen an:

„O Herr, erlöse mich aus dieser Noth!"
Und sieh! Er machte mich des Kummers ledig,
Der treue Gott, so freundlich und so gnädig,
Der fromme Seelen schützt vor blutgem Tod.

„Denn als ich überwunden nieder lag,
Hat Gottes Allmacht Hülfe mir beschieden,
Drum, meine bange Seele, sei zufrieden,
Der Herr thut Gutes Dir, nun schweige, Klag!

„Du hast, Herr, meine Seel' vom Tod befreit,
Das Aug' von Thränen und den Fuß vom Gleiten,

Drum soll mein Wandel Ehre Dir bereiten,
Dich preisen, großer Gott, zu aller Zeit!"

Es war etwas so feierliches und ergreifendes in diesem einfachen Dankgebet, das Niederländer unter dem Himmel Ostindiens und innerhalb der engen Mauern einer belagerten Festung, an den Herrn richteten, daß sogar viele ergraute Soldaten eine Thräne der Rührung über ihre Wangen rollen fühlten.

Als jedoch die Trommeln mit einem neuen Wirbel das Ende des Lobgesanges ankündigten, erschien wieder die helle Festfreude auf allen Gesichtern.

Der Maibaum wurde in die Höhe gehoben, die Frauen und Kinder hielten ihre Laubzweige über ihren Kopf; die Soldaten schwenkten die Flaggen, Wimpeln und Fahnen in der Luft; und während die Tambours und Trompeter ihr vaterländisches Lied „Wilhelmus van Nassauwen" anhoben, und die ganze Versammlung mit erhobenen Händen unaufhörlich das frohe „Hurrah!" wiederholte, begab sich der Zug langsam und feierlich vorwärts. Nachdem er rund um den Platz gegangen war, nahte er der Seite der Festung, die nach der feindlichen Lagerstätte zulag, um vor den Augen der Javanesen selbst den Maibaum zu pflanzen und ihnen zu zeigen, daß den Holländern der Muth noch nicht gesunken war.

Walter hatte mit Aleidis und ihrer Mutter einen kürzern Weg eingeschlagen, um den Platz zu erreichen, wo der Maibaum gepflanzt werden sollte; denn der junge Lieutenant sollte im Auftrage des Kriegsraths bei dieser Feierlichkeit einige ermuthigende Worte an die Mannschaft richten.

Als der Zug auf die Wälle kam und des Javanesischen Lagers ansichtig wurde, wurden alle Wimpel und Flaggen höher gehalten und Hände und Hüte geschwenkt. Es brach ein furchtbares Jauchzen los und der Ruf: „Niederland! Niederland! Hurrah! Hurrah!" donnerte bis über die Stadt Jakatra hin in gewaltigen Klängen durch die Luft.

Die Javanesen, die nicht wußten, was da in der Faktorei vorgehen mochte, und durch den Anblick der flatternden Flaggen überrascht waren, kamen in Menge aus ihren Hütten und Zelten und traten weiter vor ins Feld, voll

staunender Neugier den Blick nach den Wällen der holländischen Festung gerichtet haltend.

Der Maibaum ward gepflanzt und mit einem sechsfachen „Hurrah" begrüßt. Dann bestieg auf ein Zeichen des Hauptmanns Van den Broeck, Walter Pietersen einen Haufen Erde, der absichtlich neben dem Maibaum aufgeworfen war, und während jeder sei Haupt entblößte, und sich still verhielt, um ihn zu hören, sprach er mit tiefgerührter und begeisterter Stimme:

„Kameraden und Freunde, der Kriegsrath hat mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, einige Worte an Euch zu richten, um Euch die Bedeutung des Namens zu erklären, den er dieser Faktorei gegeben hat, und der alsbald vor Euren Augen erscheinen wird. Es ist der glanzvolle Name eines Volkes, dessen Heldenmuth schon vor sechszehn Jahrhunderten das übermächtige Rom erbeben machte; der Name eines betriebsamen Stammes, der durch die Zähigkeit seines Charakters und durch seine Arbeitsamkeit, selbst dem öden Ocean ein fruchtbares Vaterland abrang, der Name einer kleinen Nation, die nun bereits seit vierzig Jahren gegen die mächtigsten Königreiche der Erde auf dem Kampfplatz steht, Heldenthaten auf Heldenthaten häuft und die Welt in Erstaunen setzt durch die Unerschöpflichkeit ihrer Kraft und die Unbeugsamkeit ihrer Geduld; der Name eines starkmüthigen Geschlechts, das mit geringen Mitteln und in wenig Jahren sich eine furchtbare Seemacht hat zu verschaffen gewußt und seine siegreiche Flagge über alle Weltmeere wehen läßt; der Name eines Bodens, worauf Freiheitsliebe, Treue, Gottesfurcht und Edelmuth wohnen, eines Bodens, der nur Helden erzeugt: Helden im Handel, Helden in der Arbeit, Helden in der Kunst, Helden im Streit ... Welcher Name sollte dies sein können, Kameraden? O, Ihr habt es bereits gerathen: Es ist der alte Name unsers theuren und ruhmreichen Vaterlands!"

In diesem Augenblicke rissen die Sergeanten das Tuch von der Tafel und hoben diese hoch empor.

„Batavia! Batavia!" war der Schrei, der wie ein froher Willkommsgruß aus drei hundert Kehlen in die

Höhe stieg und zehnmal aufs Neue erhoben in mächtigen Klängen über die Faktorei hin schallte.

Mit vor Bewunderung glänzenden Augen hatte Aleidis auf den beredten Lieutenant hingeschaut und ihm so zu sagen die Worte vom Munde abgesehn. Wie schön und ergreifend erschien ihr der Anblick des poetischen Jünglings, dessen sanfte, aber eindringliche Stimme einen jeden von Mitgefühl und Begeisterung erbeben machte!

Walter Pietersen machte ein Zeichen, daß er noch weiter reden wollte, und als endlich die Ruhe wieder hergestellt war, fuhr er mit noch größerm Nachdruck fort:

„Ja, Brüder, Batavia sei fortan der Name dieses milden Landstrichs! Es werde auch für die Zukunft ein zweites Vaterland für alle, welchen niederländisch Blut in den Adern fließt. Gott selbst will es! Er hat unsern Muth erhalten, unsre Ausdauer gestählt, und unsre Feinde mit Wahnwitz geschlagen. Wo nichts als Verderben, Sclaverei und Tod schien unser Loos werden zu müssen, hat der Herr uns Ruhm und Sieg beschieden! Nicht wahr, wir werden seinem Rufe Folge leisten? Wir werden Batavia, das neue Holland, vertheidigen und behaupten, und erforderte auch die Vollführung unsrer schönen Aufgabe noch riesenhafte Anstrengungen und Ströme Bluts? Ja! Denn der kleine Fleck Erde, von wo unser dankbares Jauchzen gen Himmel steigt, ist der Schlüssel der Sundastraße, der Molukkischen See, der Straße nach China und nach Japan. Können wir ihn behaupten, dann wird einmal Niederland, als Königin des Orients, von hier aus den Scepter schwingen über die reichsten Länder der Erde. Wenn der Kriegsrath diesem Orte den Namen unsers geliebten Niederlands gegeben hat, so geschah es nicht allein, damit wir ihn von nun an als eine zweite Heimath lieben und vertheidigen sollten; sondern auch, damit Feinde und Freunde beim Lesen dieses Namens sich erinnern sollten, daß innerhalb dieser alten Mauern in dem Blute der alten Batavier, Heldenmuth und Unverzagtheit wohnen. Noch einen Augenblick, und diese Aufschrift wird außerhalb unsrer Wälle, Angesichts der Javanesen und der Seefahrer aller Nationen aufgehangen werden. Es bezeugt so unsern unwandelbaren

Willen, nie wieder unser neues Vaterland zu verlassen ... Schenke der gütige Gott uns fort und fort seinen Schutz; Hollands Flagge möge auf diesen Mauern wehen bleiben und möge das Batavia, das wir jetzt gründen, einst der Reichthum, der Ruhm und die Macht unsres theuren Vaterlands sein. — Hurrah! Batavia! Batavia!"

Man antwortete nicht sofort auf den Ruf des Redners, selbst als er zu reden aufgehört hatte, blieben die Zuhörer noch eine Weile still, wie gebannt durch die herrliche Stimme. Dann aber brauste bald ein triumphirendes Geschrei in die Höhe; und das Wort „Batavia! Batavia!" wurde aus voller Brust den Javanesen zugerufen, bis das Schild mit dem Namen, durch Stricke an einen Pfahl befestigt, außerhalb der Mauern angebracht wurde und dem Feinde wie eine Herausforderung in die Augen strahlte.

Dann gaben die Trommeln das Zeichen zur Austheilung des Weins; Soldaten, Diener, Frauen und Kinder stürmten jauchzend von den Wällen und liefen in voller Eile nach dem großen Magazin, wo die Vorrathstische standen.

Van Ray und Dirckx waren gekommen, um Walter die Hand zu drücken, und hatten ihm für seine begeisterte Ansprache ihren Dank bezeugt. Van Ray, der ritterliche und gefühlvolle Krieger hatte ihm besonders in feurigen Worten seine Bewunderung ausgedrückt und ihm ewige Freundschaft zugesagt.

Aleidis stand da mit Thränen in den Augen; bei jedem Lobe, das an den jungen Lieutenant gerichtet wurde, funkelte Glück und milde Freude in ihren Augen, sie war so stolz auf ihren Freund, daß sie es in diesem Augenblick, ohne es zu wissen, jeden in ihren Augen lesen ließ.

Als die Hauptleute sich entfernt hatten, um die Austheilung zu überwachen, ergriff Aleidis des Jünglings Hand und sagte noch tiefbewegt:

„Ach, lieber Walter, was habt Ihr schön gesprochen! Es liegt etwas Bezauberndes in Eurer Stimme, etwas, das den Busen von Vertrauen und Muth schwellen läßt. O, ich danke Gott, daß er Euch ein so edles Herz gab!"

Auch Aleidis Mutter bezeugte, daß die feierliche Rede sie tief bewegt hätte.

Während Walter einige Worte der Entschuldigung murmelte und mit klopfendem Herzen das liebevolle Lob aus dem Munde seiner Freundin empfing, fühlte er daß jemand hinter ihm in der Stille seine Hand küßte und zwei heiße Thränen darauf fallen ließ. — Es war der Neger, der mehr als andere durch Walters Worte gerührt worden war und hinter ihm knieend Thränen vergoß wie ein Kind.

Der Lieutenant, der die wunderbare Liebe des Sclaven zu ihm tief empfand, hob ihn vom Boden und sagte:

„Tröste Dich, Congo. Wenn der Herr uns gnädig bleibt, wird auch für Dich ein Tag der Erlösung kommen. Dein Herz ist so edel, daß es verdient, in einer freien Brust zu klopfen. Habe Vertrauen; vielleicht werde ich einst Deine Fesseln zerbrechen, und Dir zum Vaterland dasselbe Holland geben, das Du so sehr liebst."

Der Neger sprang auf mit einem seltsamen Schrei und während er noch heftiger weinte, lief er zu Rosalie, packte sie wie sinnlos beim Arm und rief:

„Habt Ihr es gehört? Congo wird ein Holländer werden, ein freier Mann!

„Geh, geh," murrte Rosalie, „halte die Hände fern von mir; Du bist so närrisch, daß Du gebunden werden müßtest. Holländer? Du? Du denkst wohl, Du kannst die schwarze Haut gleich so abziehn? Nimm den Sonnenschirm und laß mich zufrieden mit Deinen albernen Possen."

In diesem Augenblick nahte Hauptmann Van den Broeck seiner Familie. Nachdem er an den Lieutenant einige Worte der Beglückwünschung gerichtet hatte, nahm er den Arm seiner Gattin und näherte sich mit einigen Schritten dem Walle, in der Absicht, ihr den Lagerplatz des Feindes zu zeigen und Erklärungen über seine Stellung zu geben.

Unterdessen standen Walter und Aleidis, Arm in Arm, in einiger Entfernung und sprachen leise über Dinge, die für sie von froher Bedeutung waren. Ohne Zweifel waren sie mit Entwürfen für die Zukunft beschäftigt und sagten einander, wie sie hofften, ein angenehmes und glückliches

Leben auf Erden zu führen. Die Worte Holland, Amsterdam, das Y fielen manchmal im Ton der Liebe und der frohen Erwartung von ihren Lippen. Wohl wäre die östliche Sonne schimmernd und die östliche Natur bezaubernd durch Milde und Pracht; aber nichts könnte doch in ihren Herzen die Sehnsucht nach der theuren Heimath ersticken. Sie würden auf holländischer Erde wohnen, und ihre Kinder würden da mit der frischen kräftigen Landluft Arbeitsamkeit, Treue und Heldenmuth einathmen, um unverdorben und ungeschwächt der Vorfahren würdig zu bleiben.

Diese Unterhaltung, die erste derartige, welche die jungen Leute bis jetzt gewagt hatten, erfüllte sie mit unsäglichen Wonnegefühlen; und sie würden wahrlich das Fest und die ganze Welt vergessen haben, wenn nicht aus dem Innern der Faktorei der schallende Ruf „Batavia! Batavia!" und die muntern Trompetentöne sie daran erinnert hätten, was da vorging.

Der Hauptmann verließ den Wall und winkte Aleidis, sie solle mit dem Lieutenant folgen, um den Belustigungen der Besatzung beizuwohnen.

Auf dem Platze sah es aus wie auf einer Bauernkirmeß in Niederland. Man hörte nichts als heitre Klänge und fröhliche Lieder; ganze Schaaren Soldaten und dahinter ihre Frauen, gleichfalls Arm in Arm und mit der Trinkkanne in der Hand liefen jauchzend und singend hin und her und wiederholten abwechselnd den Namen des Ostindischen Vaterlands. „Batavia! Batavia!" erschallte es zwischen dem verworrenen Festjubel. An dem einen Ende des Platzes standen zwei Trompeter unter einem Kokosbaume; sie bliesen die lustigsten Stückchen, während nach dem Takte ihres Liedes eine Anzahl Frauen, Kinder und Soldaten in einem Rundtanz den Baum umkreisten.

In der Mitte führten einige Soldaten eine Komödie auf. Auf ein paar großen Tischen sah man fünf oder sechs Kerle in seltsamer Kleidung; einer von ihnen stellte einen Engländer oder Portugiesen vor, ein anderer hatte sich die Brust dunkelgelb gefärbt, sich ein vielfarbiges Tuch über die Schulter geschlagen und sich einen Dolch von

Pappe in den Gürtel gesteckt; und so ausstaffirt glich er ziemlich einem Javanischen Orangkay.

Was diese Leute zu einander sagten, war schwer verständlich; doch konnte man aus ihrem Gebrüll und ihren Geberden hinlänglich abnehmen, daß ihr Spiel ein Spott auf ihre eigene Lage und auf das Gefopptwerden ihrer Feinde war.

Nach vielen possirlichen Reden, nach einem heftigen Zwist und sogar nach einem Faustkampf wurde dem Portugiesen oder Engländer eine große Nase aufgesetzt, dem Javanesen wurden die Kleider vom Leibe gerissen und beide unter dem jauchzenden Spott der Zuschauer vom Tisch geworfen und mit Schimpf und Schande fortgejagt.

Aleidis fand nicht viel Geschmack an diesem rohen Spottspiele, wie sehr es auch den Frauen, Kindern und Soldaten zu gefallen schien. Mehr Gefallen schien das Mädchen an dem Schauspiel finden zu wollen, das man zehn Schritt von dort vorbereitete. Da hatte man gleichfalls ein paar breite Tische zusammengestellt. Auf dieser Schaubühne saßen vier Männer mit riesengroßen Pfeifen, die zum großen Ergötzen der Umstehenden Wolken Rauchs aus Mund und Nase in die Höhe sandten oder vielmehr „Taback tranken," wie man damals sagte.

Die Gewohnheit Taback zu rauchen, begann in dieser Zeit vorzüglich unter den Soldaten und Matrosen sich zu verbreiten. Die Spanier und Portugiesen hatten die Tabackspflanze aus Amerika nach Ostindien gebracht und dort die Lust zum Rauchen angeregt. Seitdem der holländische Handel sich in diesen Gegenden verbreitet hatte, bedienten sich viele Seefahrer der Gewohnheit des Rauchens. Diese Sitte wurde gleichwohl bis jetzt in der Heimath noch sehr getadelt und angefochten. Es waren vorzüglich die holländischen Frauen, die einen unüberwindlichen Abscheu gegen den Taback zeigten.

Sobald des Hauptmanns Familie der Schaubühne der Tabackstrinker genaht war, stand einer von ihnen auf und während er noch stärker aus seiner ungeheuren Pfeife zu rauchen begann, sang er unter allerlei komischen Geberden folgendes Lied:

Wer ist aus Ostindien wohl gekommen,
Der davon nichts weiß?
Habt Ihr von dem Toback nichts vernommen?
Gebt Bescheid mit Fleiß!
Ist er wohl gut
Für Fleisch und Blut,
Für Geist und Muth?

Alle Frauchen thun den Taback hassen
Als den ärgsten Feind,
Können seinen hohen Werth nicht fassen,
Schmähen ihn vereint.
Sie hängen ihm an,
Daß er den Mann
Vertrocknen kann;
Ist da was dran?

'S Pfeifchen ist 'ne gute Apothekersflasche,
Seid nur still, ich bitt'!
Zähnepein vertreibt die Tabacksasche,
Reibt sie nur damit.
So ist der Rauch
Für den Mann auch,
Wär's auch nur Schmauch,
Besser als Lauch.

Alles thut jedoch mit Zucht und Maßen
Nach der Frau Befehl;
Allzuviel wär' besser ganz gelassen,
Deß ha'n wir kein Hehl.
So trinkt denn hier
Nach eurem Plaisir
Eine Pfeif' oder vier
Bei Wein oder Bier. *)

Der Sänger setzte sich ernsthaft nieder und fuhr fort mit Rauchen, während seine Zuhörer durch Händeklatschen und langes schallendes Gelächter ihre Freude bezeugten ... aber jetzt entstand plötzlich eine auffallende Bewegung unter den auf dem Platze wimmelnden Volkshaufen. Ein jeder

1) Bruchstück eines Liedes aus dem 16. Jahrhundert, ganz zu finden in Willems Alten-Vlämischen Liedern. N. 40.

lief nach dem Thore zu, ohne zu wissen, was dort die allgemeine Neugier erregen mochte.

Eine feierliche und zahlreiche Gesandtschaft von dem Pangerang erschien in diesem Augenblick innerhalb der Mauern der Faktorei. Der Dommagon von Jakatra schritt mit dem Sjahbandar oder Reichsschatzmeister an der Spitze von zehn vornehmen Orangkays. Dann folgten wohl zwanzig Diener mit Körben und Kisten, die alle mit gelbseidnen Tüchern überdeckt waren. — Die Javanesen, sonst ein ernsthaftes und zurückhaltendes Volk, zeigten jetzt den Holländern, die ihnen entgegen kamen und sie verwundert ansahen, ein freundliches Gesicht und lachten sie an. Dies brachte jeden auf den Gedanken, daß sie eine günstige Nachricht brächten; und sie wurden um so mehr in dieser Vermuthung bestärkt, da sie bedachten, daß die Kisten und Körbe, womit die Diener beladen waren, nichts anders enthalten konnten, als Geschenke, vom Pangerang dem Niederländischen Befehlshaber dargebracht.

Van den Broeck hatte bei der ersten Kunde von der Ankunft der Javanischen Orangkays, die Glieder des Kriegsraths zusammenrufen lassen, und sie standen jetzt vor des Hauptmanns Wohnung bereit, um die Gesandtschaft zu empfangen.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen wurden die Gesandten und ihre Diener hineingeführt.

Die Holländer, die nicht daran zweifelten, daß etwas Wichtiges vorginge, vergaßen ihr Fest und standen voller Erwartung vor Van den Broecks Wohnung.

Die Gesandtschaft blieb noch eine geraume Zeit mit den Gliedern des Kriegsraths zusammen. Endlich erschienen die Orangkays wieder auf dem Platze; und man bemerkte, daß sie ihre Kisten und Körbe in des Hauptmanns Wohnung gelassen hatten.

Während der Kriegsrath den Orangkays folgte, um sie bis außerhalb des Thores zu begleiten, rief Van den Broeck einen Trommler zu sich und gebot ihm „Vergaderung" zu schlagen; doch sagte er zu gleicher Zeit einem Sergeanten, daß die Mannschaft ohne Waffen zusammen kommen sollte, um eine erfreuliche Mittheilung zu empfangen. Als die

Soldaten sich in Reih und Glied gestellt und Frauen, Kinder und Knechte sich vor der Fronte versammelt hatten, um die Sache auch mit anzuhören, kamen die Glieder des Kriegsraths von der Pforte zurück und begaben sich mitten unter das versammelte Volk.

Hauptmann Van den Broeck entfaltete ein Papier und sagte zur Mannschaft:

„Kameraden, Ihr wißt, daß der Pangerang von Jakatra seit einigen Tagen uns durch seine Gesandten Friedensvorschläge gemacht hat. Der Kriegsrath hat diese Vorschläge von der Hand gewiesen, weil sie von uns verlangten, daß wir die Mauern dieser Festung schleifen sollten und so uns verpflichtet haben würden, theilweise wenigstens den Eid zu brechen, den wir im Angesichte des Herrn geschworen haben. Wir haben dagegen dem Pangerang einen Vertragsentwurf zugeschickt, worin wir vorschlugen, ihm eine gewisse Geldsumme als Entschädigung zuzustellen, wenn er einwillige, uns bis zur Rückkehr des General-Gouverneurs ungestört im Besitze unserer Festung zu lassen. Der Pangerang hat diesen Friedensvertrag angenommen, unter der Bedingung, daß wir die Geldentschädigung etwas erhöhen sollen, und wir, in Erwägung des großen Interesses, das wir für das Vaterland an die Behauptung der Festung knüpfen müssen, haben die Erhöhung nicht verweigert. Diesen Vertrag bekundet das Papier, welches ich Euch zeige, der Pangerang von Jakatra hat es mit seinem Namen unterzeichnet. Seine Orangkays haben zum Zeugniß für die Aufrichtigkeit ihres Fürsten dem Kriegsrath die üblichen Geschenke gebracht. Obschon wir noch immerdar auf unsrer Hut sein müssen, so denken doch Eure Vorgesetzten, daß wir Ursache haben, dem gegebenen Versprechen des Pangerang zu vertrauen. Bei dieser Gelegenheit bezeuge ich Euch feierlich unsern Dank für Euren guten Willen und für Euren glänzenden Muth ... und, um an diesem frohen Tage Euch noch mehr Ursache zu geben, Gott zu preisen und Euch herzlich seiner Wohlthaten zu freuen, verkündige ich im Namen des Kriegsraths das Ende der Feindseligkeiten zwischen uns und dem Javanischen Fürsten. Geht Leute, setzt Euer fröhliches Fest fort: es ist Friede!“

„Hurrah! Es ist Friede! Batavia! Batavia!“ erscholl über der horchenden Schaar, und Alle liefen auseinander und jubelten über den Frieden, wie über einen glänzenden Sieg.

Van den Broeck nahte seiner Tochter und ergriff lächelnd Walters Hand. „Ihr allein, Lieutenant, scheint über diesen unerwarteten Frieden ungehalten,“ sagte er. „Obschon Ihr es verbergen wollt, seh ich es doch wohl Euren Augen an. Ihr fürchtet, daß Ihr die Bedingungen unsres gegenseitigen Vertrags nicht schnell genug werdet erfüllen können, nicht wahr? Tröstet Euch und behaltet guten Muth, Walter; sobald der Gouverneur nach dem neuen Batavia kommt, werde ich Eure Erhöhung zum Hauptmanne erbitten, als gerechten Lohn für Eure Unerschrockenheit und als eine besondere Gunst für mich. Zweifelt nicht, er wird mir diese Bitte bereitwillig zugestehn.“

Walter wollte dem Hauptmann für seine freundlichen Worte danken; doch Aleidis, durch die liebreiche Zusicherung ihres Vaters entzückt, rief voller Freude aus:

„Seht, seht, dort bei dem Trompeter beginnen unsre Leute einen possirlichen Tanz. Schnell, meine Mutter ruft uns ...“

Und sie riß den Jüngling mit sich fort und lief jauchzend durch das jubelnde Volk.

VII.

Schon den Tag darauf gingen die Javanesen in großer Menge bis unter die Mauern der Faktorei und richteten mit Freundschaftsbezeugungen das Wort an die Schildwachen, die auf der Festung standen. Viele Orangkays, gefolgt von Dienern mit Geschenken und Erfrischungen, zeigten sich vor dem Thore und wurden hineingelassen; aber die Anzahl dieser Besucher wurde in kurzer Zeit so ansehnlich, daß der Kriegsrath es gerathen fand, den Zugang zur Faktorei zu verbieten, sobald mehr als dreißig Javanesen sich innerhalb des Thors befinden würden.

Dies Mißtrauen schien den Javanesen sehr verwunderlich und unangenehm, und noch mehr ärgerte es sie, zu sehn, daß kein Holländer die Festung verließ, um mit ihnen im freien Felde von Jakatra zu fraternisiren.

Der Pangerang ließ durch einen Gesandten seinen Verdruß darüber bezeugen, und zugleich andeuten, daß, wenn man ihm fortdauernd solches Mißtrauen zeigte, er den Frieden brechen und den Krieg mit neuer Kraft fortsetzen würde. Damit verband der Gesandte die Mittheilung, daß des Pangerang Orangkays und Soldaten, da sie sähen, daß die Holländer auf dem Kriegsfuße blieben, als ob überhaupt kein Frieden geschlossen wäre, gleichfalls die Waffen nicht niederlegen wollten und sich weigerten, nach ihren Dheso's oder Dörfern zurückzukehren.

Auf diese Klagen hatte der Kriegsrath so befriedigend als möglich geantwortet und bezeugt, daß er bereit wäre, dem Pangerang und seinem Volke alle Vertrauensbeweise zu geben, die er verlangen würde; wofern dies nur von

Seiten der Holländer ohne Verletzung ihrer Kriegsgesetze geschehen könnte, die ihnen geböten, sowohl im Frieden als im Kriege ihre Festung vor jeder Ueberrumpelung zu beschützen.

Damit erklärte sich der Pangerang zufrieden gestellt, und ließ zu gleicher Zeit den Befehlshaber der Holländer einladen, übermorgen die Leute zu begleiten, die ihm die versprochenen achttausend Reichsthaler bringen sollten. Bei dieser Gelegenheit würde der Javanische Fürst dem Oberhaupte der Holländer ein glänzendes Fest geben und hinlängliche Beweise von Freundschaft und Vertraulichkeit damit verbinden, um seine Mannschaft von der Aufrichtigkeit seiner Absichten zu überzeugen. Er drang darauf, daß der Befehlshaber der Holländer selbst zu ihm käme, weil es ihm als Sultan und als Fürst nicht gezieme, solche Freundschaftsbeweise einer geringern Person zu geben.

Nach reiflicher Erwägung erkannte es der Kriegsrath für gefährlich, des Pangerangs wohlwollende Einladung abzuweisen; und er beschloß, daß Hauptmann Van den Broeck übermorgen zum Pangerang gehen sollte.

Obwohl bei der bekannten Schlauheit der Javanesen die Holländer noch immer auf ihrer Hut sein mußten, glaubten sie doch, daß sie diesmal einen aufrichtigen Frieden geschlossen hätten. Van den Broeck nahm daher ohne ernste Besorgniß diese Mission an. Nur seine Gattin sah ihn mit stiller Angst die Vorbereitungen zu seinem Besuche bei den Javanesen machen; doch weil es seine. Pflicht war, der Entscheidung des Kriegsraths Folge zu leisten, unterwarf sie sich geduldig und verbarg die Furcht, die sie aufregte.

Zur bestimmten Stunde standen auf dem Felde zwischen der Faktorei und dem Javanischen Lagerplatz zwanzig Orangkays und höhere Beamte des Pangerangs mit dem Sjahbandar an der Spitze und warteten auf den Befehsbaber der Holländer, um ihm von Seiten des Fürsten zum Geleit zu dienen.

Van den Broeck erschien alsbald außerhalb des Thors und nachdem er noch die Hand seiner Kollegen gedrückt hatte, schritt er der Javanischen Ehrenwache entgegen.

Außer seinem schwarzen Sklaven, der den großen Sonnenschirm hielt, war der Hauptmann nur von einem Kaufmann oder Secretair und von fünf Soldaten begleitet. Letztere besaßen keine andere Waffen als ihre Degen; zwei von ihnen trugen einen Koffer, der die achttausend Reichsthaler enthielt; die anderen waren beladen mit einigen Stücken kostbaren Tuchs und mit ein Paar Japanischen Klewangs oder Säbel, deren Griff sehr künstlich mit silbernen Verzierungen ausgelegt war. Diese Gegenstände sollten dem Pangerang außer der besprochenen Geldentschädigung im Namen der Niederländischen Kompagnie verehrt werden.

Die Orangkays empfingen den Hauptmann mit allerlei Hochachtungs- und Freundschaftsbezeugungen; und als er sich an der Seite des Sjahbandars befand, blieben alle aus Ehrerbietung ein wenig zurück, so daß die Häupter der beiden Gesandtschaften den andern voraus waren. Unterdessen sprachen die Orangkays mit dem holländischen Kaufmann; — und so freundlich plaudernd, begaben sich alle langsam nach dem Lagerplatz, wo der Pangerang das Niederländische Oberhaupt in Gegenwart seines Volkes empfangen wollte.

In einiger Entfernung von der ersten Batterie stand eine große Menge Orang-Ketjil oder gemeines Volk, meist Frauen, Kinder und arme Leute, die aus Neugier herzugelaufen waren, um die holländischen Gesandten zu sehen.

Als jedoch die Orangkays näher kamen, öffneten die Orang-Ketjil ehrerbietig ihren Haufen und gewährten der Gesandtschaft einen breiten Durchgang.

In diesem Javanischen Volkshaufen konnte man nur schwer die Männer von den Frauen unterscheiden; alle trugen ein kattunes Kleid mit schwarzen Blumen auf weißem oder gelbem Grund; alle hatten sich das Haar in einem Büschel zusammengebunden und sich den Leib, weil es ein feierlicher Tag war, mit Oel bestrichen. Unter der Menge konnte man auch Chinesen, Malaien, Mohren, Leute aus Celebes und aus Timor und noch Menschen aus anderen Gegenden wahrnehmen.

Hauptmann Van den Broeck machte über diese Verschiedenheit der Völkerstämme auf Java eine Bemerkung

und richtete in Bezug darauf eine Frage an den Sjahbandar, der an seiner rechten Seite ging. Des Pangerangs Reichseinnehmer, der außer den alten und neuen Sprachen von Java gleichfalls gut Portugiesisch sprach und viel mit Europäern in Verbindung gestanden hatte, konnte unter seinen Landsleuten für einen gelehrten und gebildeten Mann gelten. Er beeilte sich auch, dem holländischen Oberhaupte die gewünschte Erklärung zu geben. Langsam zwischen dem Volke fortwandelnd, sagte er in zierlichem Malaiisch:

„Seht Ihr, Herr Befehlshaber, die Javanesen, die wie ich mit unserer alten Literatur und mit den Wayongs oder Schauspieldichtungen bekannt sind, vermeinen Gründe zu der Vermuthung zu haben, daß wir mit den Brahminen von Hindostan einen und denselben Ursprung haben. In frühern Jahrhunderten wurde auf ganz Java keine andere Religion bekannt, als allein die Lehre des Buddha, die uns eine dreifache Gottheit zur Anbetung darbot, nämlich Brahma, den Schöpfer, Vishnu, den Erhalter, und Schiwa, den Vertilger. Das Kawi, die alte Javanische Sprache, worin unsere Gedichte verfaßt sind, enthält gleichfalls unwidersprechliche Beweise, daß wir mit den Völkern Hindostans zu einer und derselben Menschenrace gehören. Im Innern von Java bestehen noch viele Dheso's oder Dörfer, ja ganze Stämme, die der Lehre Buddha's folgen; und auf der Insel Bali, das ihr Klein-Java nennt, ist die Buddha'lehre noch die allgemeine Religion. In jenen Zeiten, Herr Befehlshaber, waren die Javanesen ein mächtiges, unterrichtetes und sehr gebildetes Volk. Beweis davon sind die prächtigen Denkmäler und Tempel, die noch im Innern gefunden werden und, wie verfallen auch, von unsrer frühern Größe sprechen. *) Das bezeugen auch unsre Gedichte, welche ich mehr als einmal

---

*) Solcher Riesendenkmäler findet man noch viele auf Java. Eins der vorzüglichsten Ueberbleibsel ist zu Branbanan, in der Mitte der Insel und bekanni unter dem Namen Chandi Sewu oder „die tausend Tempel." Sir Stamford Raffles in seiner Geschichte von Java I. p. 5 sagt: „In wenigen uns bekannten Ländern kann man ausgedehntere Ueberbleibsel finden von Tempeln, die einem alten Gottesdienste geweiht waren... Edle Gebäude, deren Ruinen den Beschauer mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen."

von Portugiesischen Priestern habe rühmen hören, die sich die Mühe nicht hatten verdrießen lassen, das alte Kawi zu erlernen. *) Nach unsern Ueberlieferungen haben jedoch vor 300 Jahren die Araber Java erobert und uns die Lehre des Propheten Mahomed mitgetheilt. Seit dieser Zeit haben wir viele innere Kriege durchgemacht, verschiedene Völker, durch den Reichthum dieser Gegenden angelockt, haben sich mit uns vermischt. Unter dem Druck von Unglück und fremdem Einfluß haben die Javanesen fast ihr Selbstbewußtsein verloren ..."

Hier mäßigte der Sjahbandar seine Stimme und sprach leiser:

„Ich weiß, was mein Vaterland wieder retten könnte, und ich habe mehr als einmal mich bemüht, andern meine Ideen mitzutheilen; aber weder der Sultan, noch die Orangkays, noch die gemeinen Leute begreifen, was ich sagen will. Ein gar zu mildes und zu reiches Land ist ein Unglück für ein Volk, Herr Befehlshaber. Ein gemächliches Leben entnervt den Mann; Noth und Wünsche sind die Stacheln, die den Menschen stark und groß machen. Ihr Holländer kommt aus einer andern Welt zu uns; so thun es gleichfalls Portugiesen, Spanier und Engländer. Sicherlich treiben Euch alle Ehrgeiz und ruheloser Thätigkeitstrieb an. Mit der Zeit werdet Ihr den Javanesen in seinem eignen Vaterlande Euch dienstbar machen, denn er fühlt in sich die Kraft nicht, um dem Eindringen der Fremden Schranken zu setzen. Wird man ihm seine A d a t s oder überlieferten Gesetze lassen, und die Grabstätten seiner Väter ehren, dann wird er sich geduldig beugen unter eine Macht, der er nicht widerstehn zu können meint."

Sie waren jetzt bereits innerhalb des Lagers angelangt und schritten zwischen einer doppelten Reihe von Javanesen mit Tombacks oder Pieken weiter.

„Aber, Herr Reichsschatzmeister," bemerkte der Haupt-

*) Die Javanesen besitzen noch viele alte Gedichte. Eins der vornehmsten ist der Brata Yudha oder der heilige Krieg. Er enthält 1719 P a d a oder Strophen. Raffles rühmt die Schönheit, die Erhabenheit und die wahre Poesie dieses Werkes, das vermuthlich um das Jahr 706 verfaßt wurde.

mann, „mich dünkt, daß Eure Mannschaften weder ohne Muth, noch ohne Vaterlandsliebe sind. Dafür zeugt ihre Gegenwart an diesem Platze."

Und wieder sagte der Sjahbandar mit gedämpfter Stimme und traurigem Ton:

„Vaterlandsliebe? Die Javanesen, meine Landsleute, würden wirklich noch fähig sein für solch ein Gefühl; aber unsre Fürsten und Oberhäupter kennen nichts als Ueppigkeit, Pracht und Eigennutz. Wißt Ihr, wodurch es den Holländern, so gering an Zahl, möglich war, einigen tausend Javanesen so lange Widerstand zu leisten? Durch Euren Muth, meint Ihr? Nein, nein! Unser Pangerang, der Pangerang von Bantam, die Engländer und Portugiesen haben sich unaufhörlich gezankt und einander Fallstricke gelegt, um zu erfahren, wer die in Eurer Faktorei liegenden Reichthümer bekommen soll. Vaterlandsliebe? Läge auch nur ein Funke Vaterlandsliebe in unsern Herzen, dann wäre morgen kein einziger Fremdling auf Java mehr zu finden! Jetzt ist Friede! Gebe Buddha, daß der Friede aufrichtig sei. Denn wozu kann der Krieg uns dienen, als um die Portugiesen auf Kosten der Holländer zu erheben und unsern Fall zubeschleunigen?"

„Fürchtet Ihr denn, Herr Sjahbandar, daß dieser Friede von Seiten des Sultans nicht aufrichtig sei?" fragte Van den Broeck bekümmert.

„Ich habe keine besondere Gründe dazu," antwortete der Reichsschatzmeister.

„Und doch solltet Ihr als ein vornehmer Staatsbeamter des Sultans es wissen, wenn etwas zu fürchten wäre?"

„Nein, Herr Befehlshaber, man liebt mich nicht in dem Dhalm dort." *) Und damit zeigte er auf die fürstliche Wohnung, die über den Häusern der Stadt sich erhob. „Unser Pangerang leiht sein Ohr nur zwei Menschen: dem Dommagon und dem obersten Panghoeloe, das heißt dem Oberhaupt unsrer Priester. Diese Beiden hassen mich als jemand, der Neuerungen einführen will... Nun, Herr Befehlshaber, wir nahen dem Platze, wo mein Sultan

*) Dhalm ist der Palast des Sultans.

Euch empfangen wird. Folgt mir, ich werde Euch sagen, was Ihr zu thun habt."

Sie traten auf einen breiten Platz, der ringsherum durch gewaffnete, in dichten Gliedern geschaarte Javanesen abgeschlossen war. An der einen Seite dieses viereckigen Platzes war der Boden etwas erhöht, um dem Pangerang, der noch nicht zugegen war, zum Sitzplatz zu dienen. Ueber dieser Erhöhung lagen vielfarbige Decken und künstlich verzierte Matten ausgebreitet. Von beiden Seiten, jedoch in einiger Entfernung, stand eine Anzahl Orangkays, mit dem entblößten Dolch in der Faust. Der Dommagon schien über diese Wache den Befehl zu führen. Dort standen auch etwa zehn Panghoeloes oder Mahomedanische Priester, weißgekleidet und mit Turbanen auf dem Kopfe, dem Sitzplatz des Fürsten gegenüber, an der andern Seite des Vierecks befanden sich seine Gamelangspieler oder Musikanten. Sie waren sehr zahlreich und hatten verschiedene Instrumente; nämlich Gongs oder große kupferne Schalen und Becken, worauf mit einem Stocke geschlagen wurde; Kempoels, eine Menge kleiner Gongs, in einem Rahmen aufgehängt; Jaron-Bonangs Instrumente von kleinen Platten von Kupfer oder Bambus; Rebaps oder Geigen mit zwei Saiten; und Tifas, eine Art Trommeln.

So lange der Pangerang abwesend war, wurden diese Instrumente so leise berührt, daß man nur ein kaum vernehmbares Geklirr und Gesumm hörte; aber beim Erscheinen des Fürsten sollte man damit ein ohrenbetäubendes Getöse machen.

Der Sjahbandar führte den holländischen Befehlshaber bis etwa vier oder fünf Schritte von dem Sitz des Pangerangs und zeigte ihm da einige kostbare Matten, die auf der Erde ausgebreitet lagen. Diese waren für ihn und sein Gefolge bestimmt.

Van den Broeck setzte sich neben dem Sjahbandar nieder; der Kaufmann mit den vornehmsten Orangkays, die die Gesandtschaft begleitet hatten, nahmen etwas weiter hinter Platz; die Soldaten mit dem Geldkasten und den Geschenken blieben stehn. Congo hielt noch immer den Sonnenschirm über seines Herrn Kopf.

Der Hauptmann besah eine Weile die Kriegerschaaren, die ihn hier von allen Seiten umringten und wunderte sich, daß die Javanesen mit solcher Macht keine ernstlichern Anstrengungen gegen die Faktorei versucht hätten. Er erkannte bei sich, daß der Sjahbandar Recht hatte, wenn er sagte, daß morgen schon kein Fremdling mehr auf Java zu finden sein würde, wenn die Javanischen Fürsten mit einem ächten Patriotismus beseelt wären.

Indem er so in Gedanken seine Blicke über die Menge schweifen ließ, bemerkte Van den Broeck am Ende des Vierecks einige Englische und Portugiesische Kaufleute, die ihn von Weitem besahen und spöttisch zu lächeln schienen. Er glaubte auf dem Gesicht dieser Beneider des Niederländischen Handels einen Ausdruck von übler Vorbedeutung zu bemerken und versank in kummervolles Nachdenken; aber der Sjahbandar, der da meinte, er betrachte die bewaffnete Mannschaft, sagte ihm:

„Die große Schaar, die vor Euch steht, Herr Befehlshaber, ist das Heer meines Sultans; es sind die Soldaten von Jakatra. Die Orangkays mit ihren glänzenden Klewangs sind die Pannatoes oder die Oberhäupter der großen Dörfer; und die wenigen andern, deren Tombak mit Silber ausgelegt ist, sind die Adhipatis, oder Häupter von vielen Dörfern. Hinter Euch und an den zwei längsten Seiten des Vierecks steht das Hülfsheer, das uns durch den Pangerang von Bantam zugeschickt worden. Es ist gut für Euch, daß der Friede geschlossen ist; denn binnen wenigen Tagen müssen noch zweitausend Bantammers in unser Lager kommen unter Anführung des Dommagon, Bruders des Bantam'schen Sultans. Wäre der Friede vor seiner Ankunft nicht unterzeichnet worden, man hätte sicher nicht mehr davon zu sprechen gewagt; der Bantamsche Fürst ist sehr kriegslustig. Bin ich recht unterrichtet, so hat der Commandeur der Bantamschen Truppen einen Boten zu seinem Sultan geschickt, um zu erfahren, ob er den Frieden wohl annehmen darf. Der Bantamsche Fürst wird sich gleichwohl besänftigen lassen mit einem Theil des Geldes, das Ihr bringt."

Van den Broeck hörte fast gar nicht auf des Sjahban-

dars Mittheilungen. Er sah, wie die Mahomedanischen Priester, die bei dem Sitz des Pangerangs standen, ihre Augen mit glühendem Hasse und zugleich kaltem Spott auf ihn gerichtet hielten, ohne jedoch ihre Empfindungen durch irgend eine andere Geberde auszudrücken.

Der Hauptmann fühlte sich tiefgekränkt und indem er mit einigen zornigen Worten seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, wollte er aufspringen, aber der Sjahbandar hielt ihn zurück und sagte:

„Bleibt ruhig, Herr Befehlshaber; wenn Euch Euer Leben lieb ist, so sprecht kein einziges Wort zu den Panghoeloes!“

Der Hauptmann verschluckte seinen Aerger und blieb mürrisch sitzen.

„Seht Ihr da den Panghoeloe mit seinen langen, weißen Kleidern? Es ist unser Oberpriester. Er ist ein unversöhnlicher Feind der Holländer und begünstigt dagegen so viel er kann, die Portugiesen und Engländer. Wißt Ihr warum? Es geschieht um eines seltsamen Grundes willen. Seit alten Zeiten besteht unter den Sunda-Völkern die Weissagung, daß unsere Länder erobert werden würden durch Menschen von weißer Haut, rothem Haar und großer Nase, mit Katzenaugen, und ganz bekleidet, selbst an Händen und Füßen. Erst hat man gemeint, die Portugiesen wären die geweissagten Fremdlinge; zu Bantam denkt man jetzt, daß es die Engländer sind; aber hier, zu Jakatra, hat der Panghoeloe jedem die Ueberzeugung beigebracht, daß keine andern Eroberer als die Holländer gemeint sind. Der Panghoeloe hält diesen Gedanken so fest, daß Ihr wahrlich keinen Frieden würdet erhalten haben, wenn er allein darüber hätte entscheiden können... Ich höre an dem Geräusch des Volkes, daß der Pangerang naht. Verhaltet Euch still, Herr Befehlshaber und steht nicht auf, bevor mein Sultan Euch dazu auffordern läßt...“

Auf einmal brachen alle jene verschiedenen Instrumente mit einem entsetzlichen Getöse los und erfüllten die Luft mit einem verworrenen Geklirr von Schalen und Becken, mit den zitternden Tönen kupferner Platten, und mit dem tobenden Trommelwirbeln. Es war ein Klirren, Klingeln

und Summen, daß sich die Holländer vor diesem Gamelang-spiel die Ohren verstopft haben würden, wenn nicht wichtige Gründe sie zur Zurückhaltung und Geduld gezwungen hätten.

Der Pangerang erschien an dem einen Ende des Vierecks. Alle Häupter beugten sich und alle Augen senkten sich zur Erde nieder; denn es war sehr unehrerbietig, den Blick auf des Fürsten Antlitz zu richten.

Einige vornehme Orangkays schritten mit hochgehobenen Klewangs von beiden Seiten neben ihrem Sultan. Hinter ihm folgten zwanzig Diener, von denen jeder einen reich verzierten Gegenstand zu seinem Gebrauch in der Hand trug; der eine hielt die Sirie- oder Beteldose, der andere eine Schale mit wohlriechendem Jalappus-Oel, ein dritter Taback, ein vierter ein glühendes Holz, ein fünfter seine Tsjeripoes oder Pantoffeln; und noch viele andere folgten mit goldnen Bildnissen von verschiedenen Thieren.

Sechs junge Radhens oder Edelleute trugen hinter dem Fürsten eine silberne Bank und ein sammtenes Kissen.

Nach diesen Dienern kamen wohl dreißig bis vierzig Javanesische Mädchen, alle sehr kostbar gekleidet, mit Badjo's oder Jacken von Silbertuch und kurzen Kleidern von Seide oder buntem Kattun. Ihr Kopf war mit Goldplatten und Blumen geschmückt, und Haar, Hals und Arme waren dergestalt mit wohlriechendem Oel bestrichen, daß eine duftende Atmosphäre sie umgab. Es waren die Bedojo's oder die Tänzerinnen des Fürsten.

Langsam schritt der Pangerang über den Platz, bestieg die Erhöhung und setzte sich nieder auf den Dampar oder die silberne Bank. Seine Diener ordneten sich zu beiden Seiten ihres Gebieters auf ausgebreiteten Matten; die Tänzerinnen traten weiter zurück und blieben vor den Gamelangspielern wartend stehn.

Auf ein fast unmerkliches Zeichen des Sultans schwiegen die Musikanten; und nun verbreitete sich über die Fläche eine tiefe Stille, die um so mehr Eindruck machte, weil sie auf einen heftigen Lärm folgte.

Der Javanische Fürst Wydurk Rama, war ein Mann von mittlerem Alter. Sein Gesicht schien hellfarbiger als das seiner Orangkays; er hielt die Augen halb geschlossen

und in seinem Blick lag etwas scheues und schlaues, das List oder auch ein furchtsames Gemüth verrieth. Wenn er zufällig den Mund öffnete, konnte man sehen, daß seine Zähne vom übermäßigen Betelkauen so schwarz wie Ebenholz waren, etwas, das man gleichfalls bei den meisten Orangkays und mehr oder weniger bei allen Javanesen bemerkte. Der Sultan trug einen rothen Turban, um den eine Schnur von Edelsteinen geschlungen war. Ein Dodot Kobar oder Schleppenkleidung von gelber Seide fiel in langen Falten hinter ihm nieder, eine kostbare Schärpe, mit Gold und Silber durchwirkt, war einige Male mitten um den Leib gebunden. Der Griff des Kris, den er an der rechten Seite trug, schimmerte von Diamanten, und seine Scheide war aus wohlriechendem und gestreiftem Holze geschnitten und mit Verzierungen von edlen Metallen ausgelegt. An allen Fingern der Hände trug er Ringe. Er war barfuß; auch ein Theil seiner Brust war entblößt, und darauf konnte man sehen, daß er gleichfalls seinen Leib mit Jalappenöl bestrichen und wie die meisten Orangkays, ihn noch außerdem mit einem Brei von geriebenem Sandelholz und andern Farbstoffen beschmiert hatte.

Nach einer langen Stille, während welcher sich Niemand auf dem Platze gerührt hatte, wendete der Sultan den Blick nach der Seite, wo der Befehlshaber der Holländer saß. Nun erhob sich der Sjahbandar, trat in einiger Entfernung vor seinen Fürsten und wartete dort mit gebeugtem Haupte. Nur auf den Befehl des Pangerang wagte er ihm zu nahen und sagte dann, sich fast zur Erde neigend, daß das Oberhaupt der Holländer gekommen wäre, um ihm die versprochene Geldentschädigung nebst noch einigen Geschenken zu überreichen.

Als der Sultan nach einigen Fragen die achttausend Reichsthaler betreffend, ihm Befehl gab, das holländische Oberhaupt vor seine Augen zu bringen, verneigte der Sjahbandar sich noch tiefer und entfernte sich mit den Worten Cahoela Sampejan, das heißt: Sclav' unter Euren Füßen. — Niemand durfte den Sultan ohne diesen unterthänigen Gruß verlassen.

Der Sjahbandar ließ nun den holländischen Befehls-

haber und die Leute mit den Geschenken vortreten und geleitete sie vor seinen Fürsten.

In diesem Augenblicke waren die Augen des ganzen Heeres auf die Holländer gerichtet, um zu sehen, welchen Empfang der Sultan ihnen würde zu Theil werden lassen; denn es waren bekannte Höflichkeitsbezeugungen, woran man seine Geneigtheit gegen die Fremdlinge abmessen konnte.

Der Fürst nannte den holländischen Befehlshaber mit dem Titel Radhen-Senapati, was Oberfeldherr heißt und ersuchte ihn, die Geschenke zu zeigen. Diese wurden zu des Sultans Füßen niedergelegt. Er gab zuerst wenig Acht auf die reichen Stoffe und Japanischen Klewangs, sondern er wollte den Kasten geöffnet haben, um das Geld zu sehn.

Nachdem er einen Augenblick seine Augen mit unverhohlener Freude auf die Silberstücke gerichtet hatte, ließ er den Kasten wieder schließen und nahm dann auch die Stoffe und die Klewangs in die Hand.

Auf ein von ihm gegebenes Zeichen kamen einige Hofbediente herzugetreten, nahmen die Geschenke und den Geldkasten von der Erde auf und entfernten sich, den Sjahbandar an der Spitze, von der Stelle, um das Geld und die Stoffe nach dem Dhalm, oder dem Palaste zu tragen.

Der Pangerang wies Van den Broeck eine Matte neben ihm an, und als der Hauptmann sich niedergesetzt hatte, sagte der Fürst in der Malaiischen Sprache:

„Radhen-Senapati, ich danke Euch für die Geschenke. Mein Sjahbandar wird das Silber zählen und Euch sogleich eine Quittung dafür einhändigen. Wir haben also Frieden? Ich hoffe, daß die Orang-Wollanda sich erkenntlich zeigen werden für meine Güte.“

Van den Broeck antwortete in sehr bescheidenem Tone und unter vielen Freundschafts- und Ehrfurchtsbezeugungen; er suchte dem Pangerang begreiflich zu machen, daß die Niederländer diesen Krieg weder gewünscht noch verursacht hätten; daß sie im Gegentheil bereit wären, sogar große Opfer zu bringen, sofern diese zur Sicherung des Friedens mit den Javanesen beitragen könnten. Er äußerte auch einige Klagen über das Benehmen der Engländer und

Portugiesen; aber der Pangerang horchte seit einer Weile nicht mehr auf seine Rede und präsentirte ihm, aus Gewohnheit oder in der Zerstreuung seine Pinangdose. Der Hauptmann entschuldigte sich und sagte, er wäre nicht gewohnt Sirie oder Betel zu gebrauchen. Der Fürst sah ihn mit einem verächtlichen Lächeln an, das unter andern Umständen dem muthigen Holländer das Blut zum Sieden gebracht haben würde. Ohne auf die ergrimmte Miene seines Gastes scheinbar zu achten, nahm der Sultan aus der Dose ein Sirieblatt, das mit etwas Muschelkalk bestrichen war, legte ein Stückchen Arekanuß dazwischen mit etwas Kampher, rollte es zusammen und steckte es in den Mund.

Alsbald nahte ein Diener mit einem silbernen Gefäße, um des Sultans Speichel aufzunehmen, der jetzt roth wie Blut ihm auf den Lippen stand.

Ohne wieder den Hauptmann anzureden, kaute der Fürst eine lange Zeit seinen Betel; und sprach unterdessen einige leise Worte mit dem großen Panghoeloe.

Van den Broeck war nicht wohl zu Muthe. Obschon der Pangerang durch sein Benehmen öffentlich zeigen zu wollen schien, daß aufrichtige und herzliche Freundschaft zwischen den beiden Völkern herrschte, kam es doch dem Hauptmann vor, als ob das Alles nur Heuchelei wäre, und der Javanische Fürst ganz andere Gefühle in seinem Innern hege. So, wie er sich jedoch hier jetzt zwischen tausenden von Feinden befand, ohne Mittel der Gegenwehr und ohne Hoffnung auf Beistand, verbarg er seine Unzufriedenheit und Furcht. Er bezwang sich sogar, zu glauben, daß er sich irre und daß er mit Unrecht Argwohn setze in die befremdende Handlungsweise des Sultans.

Der Fürst gab jetzt den Gamelangspielern ein Zeichen mit dem Finger. Diese begannen nun aus aller Kraft mit ihren seltsamen Instrumenten zu lärmen, während die jungen Mädchen sich zum Tanz zu bereiten schienen.

Es trat zuerst eine einzelne Bedojo aus der Reihe der Tänzerinnen. Es war ein Mädchen, ziemlich angenehm von Gestalt und Gesicht, aber besonders braun von Farbe und mit so schwarzen Zähnen, daß sie zwischen ihren dunkelrothen

Lippen wie geschliffene Gagatsteine blinkten. Sie verbeugte sich vor dem Sultan, schnellte sich mit einem kühnen Sprunge zurück und begann nicht ohne eine gewisse bezaubernde Gewandtheit zu tanzen. Bald sprang eine zweite Bedojo vor und beide tanzten nun lange Zeit einander gegenüber, bald sich entfernend, bald wieder nähernd und immer durch eine leidenschaftliche Geberdensprache Dinge ausdrückend, welche die Holländer nicht verstehen konnten.

Endlich schienen die beiden Bedojo's in Streit zu gerathen und drehten sich in flüchtigen Kreisen um einander, bis eine von beiden die Hände nach ihren wartenden Gefährtinnen ausstreckte, wie um ihren Beistand anzurufen. Nun traten die vierzig Mädchen zugleich an und begannen mit allerlei Geberden, Wendungen und Sprüngen so durcheinander zu wirbeln, daß einem die Augen davon flimmerten. Man nahm hinlänglich wahr, daß der Tanz nach gewissen Regeln vor sich ging, denn manchmal standen die Mädchen alle zusammen still und sprangen dann wieder gemeinschaftlich auf. Jetzt merkten die holländischen Zuschauer gleichfalls, daß das scheinbar so verworrene Gamelangspiel nicht ohne Takt war, weil die Bedojos augenscheinlich darnach ihre Bewegungen abzumessen wußten. Zu einer andern Zeit würde Van den Broeck an diesem seltsamen Tanz viel Vergnügen gefunden haben; denn es war in der That doch ein angenehmes Schauspiel, die vierzig Bedojos, auserlesen unter den schönsten Mädchen von Jakatra, in kühnen und anmuthigen Windungen durcheinander wogen zu sehn; aber der Hauptmann war jetzt zu sehr in düstere und kummervolle Gedanken versunken, um den jungen Tänzerinnen viel Aufmerksamkeit zu schenken. Die Musik der Gongs und Kempoels war ihm sogar schmerzlich und regte seine Nerven auf. Auch wünschte er bei sich, daß es bald aufhören möchte; und als endlich Tanz und Gamelangspiel abbrachen, erheiterte zum ersten Mal ein leichtes Lächeln des Hauptmanns Gesicht.

Nach einer abermaligen Pause nahm der Sultan eine neue Betelportion in den Mund und sich erhebend schritt er von seinem erhöhten Sitz auf den Platz und ging langsam fort, ohne sich nach dem Hauptmann umzusehn. Alle

Diener und die Ehrenwache der Orangkays folgten ihm.

Der Dommagon kam zu den Holländern und gab ihnen ein Zeichen, sie sollten sich gleichfalls in den Zug begeben: und als dieser Einladung Folge geleistet worden war, blieb er selbst als Gesellschafter an der Seite des Hauptmanns.

Van den Broeck schritt lange Zeit fort, ohne eine Bemerkung zu machen, weil er den Dommagon für einen glühenden Feind der Holländer ansah. Man führte die Niederländischen Gesandten absichtlich quer durch den Lagerplatz und vor die Schlachtordnung all der Schaaren, die hier unter den Waffen standen. So wollte der Pangerang Eindruck auf ihr Gemüth machen, und ihnen zeigen, über welche furchtbare Kriegsmacht er in diesem Augenblicke verfügen könnte.

Als sie an eine Stelle kamen, wo die bewaffneten Javanesen besonders dicht geschaart waren, drehte sich Van den Broeck zufällig um, und sah, wie eine Anzahl Orangkays und niedere Soldaten ihre Dolche und Klewangs drohend und mit rachsüchtigem Spott gegen ihn ausstreckten. Durch diesen Hohn verletzt, sagte er zu seinem Javanischen Führer:

„Herr Dommagon, ich weiß nicht, was ich von dem sonderbaren Empfang denken soll, der uns hier zu Theil wird. So lange ich neben Eurem Sultan saß, sahen mir die Panghoeloes in die Augen, auf eine Weise, die wir in Holland mindestens unhöflich nennen würden . . .“

Den Finger auf den Mund legend, flüsterte der Dommagon wie erschrocken:

„Sprecht nicht von den Panghoeloes, Herr Befehlshaber! Wenn sie es hörten, würde es Euch schlecht gehn!“

„Schlecht gehn?“ wiederholte der Hauptmann mit zurückgehaltenem Aerger. „Aber ich bin hier zu den Javanesen als Abgesandter gekommen, Herr Dommagon; ich repräsentire den Sultan meines Landes, und Ihr müßt mich nach den Gesetzen aller Völker in dieser Eigenschaft respektiren. Ich meine, daß es mir hier in keinem Falle übel ergehen kann. Sollte jemand es so weit zu vergessen wagen, was man dem Sultan und vor Allem dem mächtigen Volke schuldig ist, in dessen Namen ich gekommen

bin, so würde das genügen, um zwischen den Javanesen und den Holländern einen blutigen Krieg zu entzünden, der wahrlich so lange dauern würde, bis Eure Stadt Jakatra mit all ihren Einwohnern von der Erde verschwunden sein würde."

Der Dommagon lächelte und machte eine Geberde des Unglaubens. „Ihr zuckt mit den Schultern?" sagte Van den Broeck mit verhaltener Wuth. „Unser General-Gouverneur kann jeden Tag mit einer zahlreichen Flotte zurückkehren. Meint Ihr denn, Herr Dommagon, daß die Javanesen bei seiner Rückkehr den Holländern werden die Spitze bieten können? Seid nicht übermüthig. . . . "

„Aber, Herr Befehlshaber," fiel ihm der Dommagon in die Rede, „ich begreife nicht, worüber Ihr Euch beklagt. Hat mein Sultan Euch nicht an seiner Seite sitzen lassen? Hat er Euch nicht seine Siriedose angeboten? Und vor Allem, hat er nicht seine Bedojos vor Euren Augen tanzen lassen? Mehr Ehre kann er dem Soesoehoenan, d. h. dem Kaiser von Mataram, nicht beweisen. Jetzt folgt Ihr ihm nach seinem Dhalm; er wird Euch im Innersten seiner Wohnung empfangen, mit Euch essen, Euch seiner Mutter Ratoe Kentjono vorstellen . . . Was könnt Ihr mehr verlangen?"

Van den Broeck wußte nicht viel auf diese Gründe zu antworten, obwohl sie ihn nicht befriedigten.

„Aber dann müssen, Herr Dommagon," sagte er, „viele Eurer Orangkays und Soldaten ihrem Sultan nicht die schuldige Ehrfurcht beweisen."

„O, was wagt Ihr da zu sagen," flüsterte sein Führer.

„Wenn Euer Sultan mir wirklich Freundschaft erwiesen hat, wie ich es glauben muß, wie kommt es denn, daß Orangkays und sogar gemeine Soldaten mit ihren Dolchen mich zu bedrohen wagen?"

„Ihr habt Euch über ihre Absicht geirrt, Herr Befehlshaber," sagte der Dommagon lächelnd, „oder ist es wirklich geschehen, so werden wahrscheinlich die Bantammers es gethan haben. Sie sind aufgebracht, weil der Sultan Frieden mit Euch geschlossen hat. Ich glaubte, die Orang-

Wollanda hätten keine Furcht! Bleibt ruhig, es soll Euch nicht das mindeste Leid geschehen!"

Sie waren jetzt schon in die Stadt Jakatra hineingekommen und schritten durch eine lange Straße zwischen einer doppelten Reihe Soldaten fort. Die Häuser waren hier alle sehr reinlich und nett aus Bambus oder Rottangs gebaut, mit einem überhängenden Dach, das zugleich gegen Regen und Sonnenschein schützte und mit laubreichen Bäumen überschattet war.

Hinter den Gliedern der Soldaten und zwischen der Baumreihe vor den Häusern stand eine große Menge Volks, Frauen, Kinder und alte Leute zusammengedrängt. Als der Sultan vorbeiging, beugten sie alle den Kopf und sanken zur Erde; aber als die Holländer kamen, zeigten sie durch ein gehässiges Grinsen, daß sie selbige nicht gerne so geehrt hinter ihrem Fürsten nach dem Dhalm gehen sahen.

Endlich nahte der Zug dem Palaste des Sultans, — einem sehr großen und hohen Hause, das allein durch seine ausgedehnte Länge und größere Pracht sich auszeichnete.

Als man in eine Art von Vorhof getreten war, wo der heilige Waringa-Baum *) seine breite Krone entfaltete, sagte der Dommagon zu Van den Broeck, daß er allein mit dem Kaufmann und seinem schwarzen Diener in das Innerste des Dhalms treten dürfe; die Soldaten werde man in einem andern Gemache bewirthen.

Diese Letzteren wurden demzufolge von einem Orangkay durch eine Seitenthür fortgeführt und Van den Broeck folgte stillschweigend dem Dommagon, der ihn zwischen zwei Reihen Orangkays zu einem Gemach brachte, wo keine Bewaffneten sich befanden. Hier sagte ihnen der Dommagon, daß er gehen und hören werde, ob er die Gesandtschaft zu dem Sultan führen dürfe; — und im Hintergrunde des Saals hinter einem niederhängenden Vorhang verschwindend, ließ er die Holländer ganz allein.

Der Neger hob die Hände gen Himmel und als ob das lange Schweigen ihn fast erstickt hätte, seufzte er:

*) Indische Feigenbaum, vor allen Ostindischen Tempeln stehend. Unter seinem Schatten soll Buddha die Menschen unterrichtet haben.

„O, der Herr dort oben erlöse meinen guten Herrn aus diesem Fallstricke!"

„Was meinst Du, Congo?" fragte Van den Broeck. „Du fürchtest also auch Verrath? Weißt Du etwas?"

„Wie wir hierher gekommen sind, weiß ich," flüsterte der Neger, „wie wir hier herausgelangen werden, weiß ich nicht."

Der Hauptmann schaute mit bekümmertem Blicke umher. Er bemerkte, daß der Eingang, durch welchen sie in diesen Saal gekommen waren, von einer dichten Schaar Orangkays mit aufgehobenen Klewangs und entblößten Dolchen besetzt war. Es schien ihm, als funkelten ihre Augen und als spielte auf ihren Lippen ein blutdürstiges Lächeln.

Der Kaufmann, sein Gefährte, der den Argwohn auf seinem Gesichte bemerkte, fragte:

„Aber Herr Befehlshaber, was fürchtet Ihr? Sollte uns hier ein Unglück erwarten? Der Pangerang hat uns doch sehr freundlich aufgenommen?"

„Auf dem Schlachtfeld sterben ist nichts," murmelte Van den Broeck in sich hinein; „aber von diesen Feiglingen wie ein Hund ermordet und mit hundert Dolchen durchbohrt werden! Hätte ich der Ahnung geglaubt, die auf dem trüben Gesicht meiner Gattin zu lesen war... Meine arme Aleidis, mein unglückliches Kind! Doch, ich werde mein Leben theuer verkaufen; sie sollen erfahren, wie viel ihnen das Blut des Hauptmann Van den Broeck kostet!" Bei diesen Worten legte er die Hand an das Gefäß seines Degens, als wollte er ihn aus der Scheide ziehen; doch der Kaufmann hielt ihn zurück und machte ihm begreiflich, daß seine Furcht ungegründet sein könnte. Die Ostindischen Völker hätten so sonderbare Gewohnheiten, daß ein Ausländer darüber seinem eigenen Urtheile nicht trauen dürfe.

Da trat ein vornehmer Orangkay hinter dem Thürvorhang hervor und sprach, indem er sich verbeugte:

„Mein Sultan ruft die Orang-Wollanda in seinen Bangsal; *) folgt mir gefälligst."

*) Bangsal ist die Halle oder der große Saal des Fürsten, sonst auch Mendopo genannt.

Van den Broeck, die Hand an den Degen gelegt, der Kaufmann und der Neger schritten dem Orangkay nach; aber kaum hatten sie den Fuß in den zweiten Saal gesetzt, so sprangen wohl vierzig Orangkays hinter dem Vorhang hervor. Bevor der Hauptmann und seine Begleiter eine einzige Bewegung zu ihrer Vertheidigung machen konnten, waren sie alle drei zu Boden geworfen. Man hielt ihnen Arme und Beine fest, man schloß ihnen den Mund mit Tüchern, man schwang blitzende Dolche drohend über ihre Köpfe, und unterdessen banden einige andere ihre Arme und Beine mit Stricken.

Als Van den Broeck und vorzüglich der Neger Gewalt gebrauchten, um sich loszureißen, wurden sie mit Fäusten blutig geschlagen, mit Füßen getreten und jämmerlich gemißhandelt.

Binnen Kurzem waren jedoch ihre Glieder so fest gebunden, daß sie sich gar nicht mehr rühren konnten.

Nun schleppte man diese Schlachtopfer des schnödesten Verraths über den Boden hin durch zwei oder drei Gemächer. Unterwegs konnten sie das wüthende Geschrei und den Hilferuf der holländischen Soldaten hören, denen man gleichfalls unerwartet auf den Leib gekommen war.

In den untersten Räumen des Dhalm war eine Art von Keller oder Schacht. Die Orangkays schleiften die Holländer bis zum Eingange dieses dunkeln Loches und warfen sie dann von oben herunter in die Tiefe, wo sie sie gebunden liegen ließen. — Dann eilten sie zu ihrem Sultan, um ihm zu melden, daß ihr verrätherischer Anschlag vollständig geglückt war.

VIII.

So lange der Tag währte und selbst bis tief in den Abend hinein wunderte sich niemand in der Faktorei darüber, daß Hauptmann Van den Broeck noch nicht zurückgekehrt war. Die Javanesen hatten die Gewohnheit, bei festlichen Versammlungen sich bis spät in die Nacht zu vergnügen. Man sah im Javanischen Lager noch viele Lichter glänzen, und man hörte noch die Freudenrufe der Menge. Wahrscheinlich, dachte man, war der Niederländische Befehlshaber durch des Pangerangs freundliche und ehrenvolle Bewirthung bis jetzt aufgehalten worden.

Gleichwohl, als endlich die tiefste Finsterniß den Lagerplatz der Javanesen umhüllte und jedes Geräusch aufgehört hatte, begannen die holländischen Soldaten zu fürchten, daß ihr Oberhaupt das Opfer irgend eines Verraths geworden sein könnte. Der Kriegsrath versammelte sich mitten in der Nacht und berieth sich mit steigender Angst über das, was man in dieser ungewissen und doch drohenden Lage thun könnte. Endlich wurde beschlossen, daß man die Morgenstunde abwarten sollte, um jemand auf Kundschaft auszusenden, und daß man unterdessen mit brennenden Lunten wachen und sich bereit halten sollte, um jeden unvorhergesehenen Angriff abzuwehren.

Man berührte auch die Frage, was man thun sollte, wenn die Javanesen wirklich den Befehlshaber und sein Gefolge ermordet hätten.

Zuerst erfüllte eine solche Voraussetzung alle Glieder des Kriegsraths mit Wuth und Entrüstung und man sprach von nichts geringerem, als von einem Ausfall mit der ganzen verfügbaren Streitmacht und von der Vernichtung des feindlichen Heeres; aber Pieter Dirckx brachte sie bald

zu einem klareren Ermessen ihrer Lage. Er legte ihnen vor Augen, daß die Javanesen wahrscheinlich durch neue Hülfstruppen verstärkt worden wären und nun nichts anderes wünschten, als die Holländer aus ihrer Festung locken zu können, daß das Schießpulver sehr knapp wäre und daß man den letzten Vorrath zu diesem Angriff verbrauchen müßte; daß man demzufolge, wofern man zurückgeschlagen würde, sich nicht weiter vertheidigen, und die Uebergabe der Faktorei die unfehlbare Folge einer unvorsichtigen Unternehmung werden könnte; daß sie über der Rache an einem verübten Verrath das Hauptziel ihres Strebens nicht außer Acht lassen dürften und daß sie nur eine Sache im Auge behalten müßten, nemlich, das neue Batavia für Niederland zu bewahren.

Alle erkannten zu ihrem Verdruß, daß die Gründe von Pieter Dircx stichhaltig waren. Sie ernannten für alle Fälle Pieter Van Ray zum Befehlshaber und gingen dann auseinander, um für die Sicherheit der Faktorei zu sorgen. Wie sehr die Abwesenheit des Befehlshabers sie auch bekümmerte, es blieb ihnen doch noch einige Hoffnung, daß der kommende Tag ihre Furcht Lügen strafen würde. Mehr Trauer und Angst herrschte in der Familie des Hauptmanns. Lange Zeit hatte Frau Van den Broeck ihre Besorgniß verborgen und sogar ihre Bemühungen mit denen Walters verbunden, um Aleidis zu überzeugen, daß sie sich mit Unrecht durch eine geheime Aufregung beherrschen ließ; aber als Walter Pietersen ihre Wohnung verlassen hatte, um sich dahin zu begeben, wohin sein Dienst ihn rief, und als die Nacht schon weit vorgerückt war, brach Aleidis plötzlich in Thränen aus. Ihr Schluchzen und ihre ahnungsvollen Klagen überwältigten auch das Herz des muthigen Weibes. Beide blieben wachend und weinend sitzen, bis das erste Morgenlicht durch die Fensterladen schimmerte und Walter kam, um sie durch die Nachricht zu trösten, daß ein Sergeant und ein Soldat eben die Faktorei verließen, um nach den Ursachen des Ausbleibens des Hauptmanns zu forschen. Obwohl er selbst innerlich bebte bei der Vermuthung eines gräßlichen Unglücks, so trug er

doch eine große Gelassenheit zur Schau und ermuthigte die Frauen so gut er konnte.

Zu jedermanns Erstaunen und Schrecken kehrten die beiden Boten nicht in die Faktorei zurück. Nach Verlauf einer Stunde schickte der Kriegsrath einen zweiten Sergeanten nach dem Lager der Javanesen; doch auch dieser blieb weg.

Was die Besatzung noch am Meisten in ihrer peinlichen Vermuthung bestärkte, war der Umstand, daß man seit Sonnenaufgang noch keinen einzigen Javanesen außerhalb des Lagers gesehen hatte. An den frühern Tagen hatte man Mühe gehabt, ihr übermäßiges Zuströmen nach der Faktorei zu hindern; dieser plötzliche Wechsel in ihrem Benehmen mußte einen Grund haben, und welcher andere konnte es sein, als die Furcht, daß die Holländer sich rächen würden?

Die Soldaten standen oben auf dem Wall und sahen feldeinwärts auf die Straße nach Jakatra. Fast Alle waren wüthend und stießen Rachegeschrei gegen die verrätherischen Javanesen aus. Mehrere schrieen sogar, man müßte zu den Waffen laufen und einen Ausfall wagen. Die Offiziere bemühten sich, ihnen begreiflich zu machen, daß dies, für jetzt wenigstens, ganz unmöglich wäre; aber die Mannschaft schien wenig geneigt, die Sache mit ruhigem Blick anzusehn.

Als jedermann die Augen scharf nach Außen nach dem Lagerplatz des Feindes zu gerichtet hielt, sah man am Anfang der Straße von Jakatra nach der Faktorei zu drei Javanesen erscheinen, und eine vierte Person, die von ihnen geführt, allein vorausschritt, und bald in voller Eile mit einem Briefe in der Hand, nach der Faktorei gelaufen kam.

„Es ist Van den Broecks Neger! Es ist Congo! Wir werden nun erfahren, was geschehen ist!“ war der allgemeine Ruf.

Eine Weile noch sah man dem Neger entgegen; aber als er sich der Festung näherte, stiegen die meisten Männer von den Wällen und liefen nach dem Thore, um zu vernehmen, welche Nachricht er ihnen brächte.

Auf alle Fragen, die man an Congo bei seinem Erscheinen in der Faktorei richtete, antwortete er:

„Sie sitzen gefangen; man wird sie ermorden! Wo ist Lieutenant Pietersen? Sagt, sagt, wo ist der Lieutenant?"

Und wie verwirrt umherblickend, suchte er Walter unter der Menge herauszufinden.

Hauptmann Van Ray nahte ihm, ergriff ihn beim Arme und zwang ihn zum Stillstehn. Da erinnerte sich Congo, daß er einen Brief an den Kriegsrath abzugeben hätte. Indem er diesen dem Hauptmann einhändigte, sagte er:

„Gestern hat man meinen Herrn und die Andern verrätherisch ergriffen, uns gebunden, uns mißhandelt, uns in ein dunkles Loch geworfen. Man wird den Hauptmann bringen; er wird zum Kriegsrath sprechen; es steht geschrieben in diesem Brief. Wo ist Lieutenant Pietersen?"

„Ich sah ihn so eben in Van den Broecks Wohnung treten," sagte ihm ein Soldat.

Während Van Ray den Brief öffnete, lief Congo über den Platz nach dem Hause seines Herrn.

Er fand die Familie Van den Broeck Arm in Arm in Thränen sitzen und sah den Lieutenant mit der Hand vor den Augen am Fenster stehen.

Seine Ankunft weckte sie alle drei aus der Angst, worin sie begraben schienen. Jeder sprang ihm mit einem krampfhaften Lächeln entgegen, worin neben der Furcht vor einer schrecklichen Nachricht auch die Hoffnung auf eine glückliche Botschaft zu lesen stand.

Congo erschrack; jetzt erst begriff er, daß er unvorsichtig gewesen war und seiner Herrschaft vielleicht einen tödtlichen Schlag beibringen konnte, wenn er ihnen ohne Vorbereitung die schreckliche Kunde brächte. Auf die ersten an ihn gerichteten Fragen antwortete er stammelnd, daß er erst etwas besonderes dem Lieutenant zu sagen hätte, und wollte mit diesem in ein anderes Zimmer gehen; aber Aleidis sprang ihm in den Weg und befahl dem Neger in herzzerreißendem Tone, er solle sagen, was ihrem armen Vater widerfahren wäre. In ihrer Angst sprach sie von Mord und Tod.

Der Neger blieb stehen und brach in Thränen aus. Dann sagte er:

„O meine theure Herrschaft, es ist schlimm genug; aber übertreibt das Unglück nicht; mein Herr lebt..."

„Ach, er lebt!" rief des Hauptmanns Gattin mit einer gewissen Freudigkeit. „Sag' aber, Congo, was ist ihm geschehen, daß Du weinst?"

Der Neger sah den Lieutenant an, um ihn zu fragen, ob er dem Befehle seiner Gebieterin gehorchen dürfe. Walter Pietersen gab ihm mit den Augen ein Zeichen, das ihn zur Vorsicht zu ermahnen schien.

„Sprich, Congo, sprich, um Gotteswillen!" bat die Jungfrau.

„Ich werde sprechen," sagte endlich der Neger. „Hätte ich Kraft genug, um alle die schändlichen Javanesen unter meinem Fuß zu zermalmen, es lebte morgen kein einziger mehr!... Wir kommen gestern in ihr Lager; der Pangerang schmeichelt arglistig meinem Herrn; er läßt ihn an seiner Seite sitzen und seine Bedojos vor ihm tanzen. Dann ladet er ihn zur Mahlzeit in seinem Dhalm; wir folgen ohne Argwohn; aber kaum sind wir innerhalb der Wohnung des verrätherischen Fürsten, so überfällt man uns, und... und dann..."

„Congo, verbirg' uns die Wahrheit nicht!" rief Aleidis, die wohl bemerkte, daß der Sclave nicht gerade heraus reden wollte.

„Und dann," fuhr der Neger fort, „dann band man uns die Arme mit Stricken, und man führte uns in ein Zimmer, wo viele Orangkays... uns bis jetzt bewacht haben."

„Ach, mein armer Vater, man band ihn mit Stricken!" schluchzte das Mädchen. „Die bösen Javanesen haben ihn gemißhandelt; er ist nicht der Mann dazu, um sich ohne Widerstand binden zu lassen. O mein Gott, sie haben ihn vielleicht verwundet!"

„Mein liebes Fräulein, Ihr irrt Euch," sagte der Neger. „Man hat meinem Herrn kein Leid zugefügt. Er hat sich nicht vertheidigt, weil... weil man ihm seinen Degen entrissen hatte... und man hat die Stricke von seinen Armen losgemacht, sobald er in dem ihm zum Gefängniß bestimmten Raume war...."

„Himmel, was seh ich?“ kreischte jetzt Aleidis auf. „Congo, in Deinem linken Auge ist Blut! Und Du behauptest, man habe Euch nicht gemißhandelt?“

„Ich? Mich?“ stotterte der Sclave, „ja, ich bekam einen Faustschlag, einen einzigen.“

„Congo, Congo, Du sagst uns die Wahrheit nicht!“ klagte Frau Van den Broeck, die nun völlig von ihrem Schmerze überwältigt wurde. Als die Jungfrau ihre Mutter in Thränen zerfließen sah, sprang sie zum Lieutenant und die Hände flehend nach ihm ausstreckend, rief sie:

„O Walter, Ihr seid muthig; Euer Wort wirkt allmächtig auf die Mannschaft; zeigt nun, daß Ihr gegen meinen unglücklichen Vater dankbar seid für seine Güte; ach, zeigt, daß Ihr sein Kind lieb habt! Erlöset, erlöset ihn aus den Händen seiner Mörder! Ich werde Euch für diese Wohlthat belohnen, Euch lieben, Euch segnen bis in den Tod!“

„Sagt mir nichts, Aleidis!“ flüsterte der Jüngling mit vor Wuth zitternder Stimme. „Mein Blut kocht vor Entrüstung und Rachsucht. Kann Gewalt und Heldenmuth Eures Vaters Bande brechen, seid sicher, es wird die Stunde seiner Erlösung bald schlagen! Bleibt ruhig, Freundin, das Herzeleid ist allerdings groß; aber wenn man Eurem Herrn Vater an seinem Leibe keinen Schaden gethan hat, so ist das ein Beweis, daß die Javanesen es nicht auf sein Leben abgesehn haben. Hoffen wir, daß Gott ihn behüten wird, bis wir ihn befreien können; haltet ein mit Euren Thränen und laßt mich an Congo einige Fragen richten. — Nun, Congo, sag' mir, verließest Du den Hauptmann eben vor Deiner Ankunft in der Festung?“

„Nein, Herr Lieutenant, es ist nun ungefähr zwei Stunden her. Man hatte den Hauptmann zum Pangerang geführt, aber daß ihm seitdem kein Leid geschieht, weiß ich sicher.“

„Warum schickte man Dich zurück nach der Faktorei?“

„Ich habe einen Brief für den Kriegsrath gebracht, einen Brief vom Dommagon, wie mir die mich begleitenden Orangkays sagten; und den Inhalt des Briefes kenne ich gleichfalls. Mein Herr habe, sagten die Orangkays, den Pangerang um Erlaubniß gebeten, zur Mannschaft

unsrer Faktorei sprechen zu dürfen. Der Pangerang hat es ihm zugestanden, und man wird den Hauptmann bis unter die Wälle bringen ..."

„Ach, ich werde meinen armen Vater sehen!" seufzte Aleidis unter Thränen. „Gefangen! Gebunden! aber doch werden ihn meine Augen lebend anschauen!"

„Uebrigens, Herr Lieutenant," fuhr der Neger fort, „steht etwas in dem Brief, das Euch am meisten von Allen angeht. Beim geringsten Schuß, beim geringsten Zeichen zum Angriff, schon bei dem Scheine eines Versuchs zur Rettung meines Herrn, werden die Javanesen ... ihn unter den Augen der Besatzung durchbohren."

Ein Angstschrei stieg aus der Brust des Mädchens, und wieder stand sie mit gefaltenen Händen vor Walter.

„O vergeßt meine vorige Bitte!" bat sie. „Thut nichts zu seiner Befreiung. Aus Liebe zu mir dämpfet alle Rachsucht in Eurem Herzen. Sie würden meinen armen Vater tödten, Walter!"

In diesem Augenblick trat ein Fähnrich ins Zimmer. Dieser sagte eilig:

„Der Kriegsrath befiehlt, daß ich auf der Stelle den Neger Congo vor ihn führe ... Lieutenant, Euch muß ich melden, daß Eure Gegenwart auf den Wällen höchst nothwendig ist. Die Mannschaft ist nicht zu beruhigen. Der Kriegsrath hat verboten, daß sich jemand ohne Befehl rühre; er hofft auf Euch, um jeden zum Gefühl der Pflicht zurückzurufen. Geht mit mir, Herr Lieutenant, ich werde Euch von Seiten des Kriegsraths Bericht erstatten über das, was im Werke ist."

„Komm, Mutter," rief Aleidis, „komm, wir werden meinen unglücklichen Vater sehn."

„Nein, Aleidis," sagte Walter, „bleibt hier, ich werde kommen und Euch rufen, wenn es Zeit ist."

Frau Van den Broeck ergriff ihre Tochter bei der Hand und zog sie schweigend an ihre Brust; sie umarmte sie unter bittern Klagen und hinderte sie so, dem Lieutenant zu folgen.

Im Gange sagte Congo dem Lieutenant ins Ohr:

„Ach, Herr Pietersen, ich habe das Schlimmste aus

Mitleid mit dem Schmerz unsres Fräuleins verschwiegen; man hat meinen armen Herrn mit Fäusten geschlagen, mit Füßen gestoßen und jämmerlich gemißhandelt."

Walter zitterte vor beklommener Wuth; das Haupt sank ihm muthlos auf die Brust und ein dumpfer Seufzer war seine einzige Antwort. Auf dem Platze blieb der Fähnrich noch einen Augenblick mit ihm stehen und sagte ihm in aller Eile den Inhalt des von Congo dem Kriegsrath überbrachten Briefes. Hierauf verließ er den Lieutenant und ging mit Congo nach dem andern Magazinhause, wo der Kriegsrath noch seine Sitzung hielt.

Walter Pietersen begab sich auf die Wälle und gab sich Mühe, der Mannschaft begreiflich zu machen, daß der geringste Versuch zur Rache dem gefangenen Hauptmann das Leben kosten würde; er beschwor sie, sie möchten doch aus Liebe für ihr unglückliches Oberhaupt ihre Rachsucht und ihre Entrüstung bezwingen.

Es war ihm zuerst schwer, die empörten Gemüther zur Ruhe zu bringen; aber als man eine Wolke Feinde aus dem Javanischen Lager treten sah, als ihre dichten Schaaren sich entfaltet und wie eine unabsehbare Mauer von der Stadt Jakatra bis an den Seestrand ausgedehnt hatten, da begriff ein jeder, daß ein Ausfall unmöglich war. Stumme Muthlosigkeit erfüllte alle Herzen und die Besatzung hielt gebeugten Hauptes den düstern verzweiflungsvollen Blick auf die Bewegungen des Feindes gerichtet. —

Unterdessen waren die Javanesen mit den nöthigen Vorbereitungen zu der grausamen Prüfung beschäftigt, der sie den gefangenen Hauptmann unterwerfen wollten, in der Hoffnung, daß ihm der Muth sinken würde, und sie so, ohne einen einzigen Mann zu verlieren, ihr Ziel erreichen würden. ....

Einige Orangkays traten in das Verließ, wo Van den Broeck seit dem gestrigen Tage gelegen hatte. Seine Hände hatte man am Morgen losgemacht, um ihn einige Nahrung nehmen zu lassen; denn man wollte aus gewissen geheimen Ursachen sein Leben schonen. Jetzt entfesselte man auch seine Füße; aber man warf ihm erst eine Schlinge um

den Hals und zog ihn mit derselben fort bis in einen Saal des Dhalms.

Hier saßen der Dommagon, der große Panghoeloe und noch einige andere höhere Diener des Sultans. Grinsend vor Haß sagte der Dommagon zum Hauptmann:

„Die Orang-Wollanda sind ein eingebildetes und vermessenes Volk. Ihr wagt mit einigen hundert Mann gegen tausende und aber tausende Krieger aufzustehn; und Ihr hofft dann noch Eure Festung auf dem Gebiet meines Sultans gegen seinen Willen zu behaupten? Wofern mein Sultan nur ein Zeichen mit seinem Finger hätte geben wollen, es wäre sicherlich in einem einzigen Tage von Eurer Festung kein Stein mehr zu finden gewesen. Aber mein Sultan will das Javanesische Blut nicht unnütz vergießen und er hat nun ein Mittel gefunden, Euch zur Uebergabe Eurer Faktorei zu zwingen. Man wird Euch bis unter die Mauern der Festung leiten; und wenn Ihr Euch weigert, Eurer Mannschaft die sofortige Uebergabe der Festung mit Allem, was sie enthält, zu befehlen, dann werden hundert Dolche Euch das trotzige Herz im Busen durchbohren. Ueberlegt es, was Ihr thun sollt. Wird uns die Faktorei übergeben, dann werden wir Euch und alle Orang-Wollanda nach Bantam bringen, wo sie mit Englischen und Portugiesischen Schiffen Java verlassen können. Weigert Ihr Euch, dann wird Euer Blut heute noch bis auf den letzten Tropfen vergossen werden und alle Eure Leute werden eines grausamen Todes auf unserm Gebiet sterben."

Auf Van den Broecks Gesicht erschien ein verächtliches Lächeln, in Folge dessen der Dommagon seinen Dolch aus der Scheide zog und vor Wuth mit den Zähnen knirschte. Aber der Hauptmann schien durch diese Drohung keineswegs erschrocken und antwortete:

„Wenn Ihr denkt, durch den verrätherischen Anschlag, dessen Opfer ich bin, die holländische Faktorei zu gewinnen, dann geht Ihr fehl, Herr Dommagon; und sagt nur Eurem Herrn Sultan dreist, daß er sich in seiner Hoffnung getäuscht sehen wird."

„Leeres Geschwätz! Wenn der kalte Stahl der Dolche

erst den Weg nach Eurem Herzen suchen wird, dann werdet Ihr wohl anders sprechen."

„Versucht es. Ich bin ein Sohn von Niederland!" antwortete Van den Broeck im Ton der tiefsten Verachtung.

„Wie? Ihr würdet also eher ein so schreckliches Ende annehmen, als Euren hassenswerthen Hochmuth beugen?"

„Eher hundertmal den Tod aushalten, als mein Vaterland verrathen! Alle Eure Bemühungen sind vergebens; die Faktorei werdet Ihr nicht bekommen."

„Wahnsinniger!" schrie der Dommagon, über solche kaltblütige Hartnäckigkeit erzürnt. „Ihr hofft in einem Augenblick zu sterben? Nein, nein, ich werde Euch durch tausend kleine Wunden das Blut abzapfen lassen; Euch so lange und so gräßlich peinigen lassen, daß Ihr von selbst um Gnade bitten werdet. O zweifelt nicht daran, Ihr werdet erweichen unter dem Willen meines Sultans!"

„Ehrlose Brut!" rief Van den Broeck entrüstet aus. „Ihr seid zwanzig gegen einen; dennoch wagt Ihr nicht den Sieg im ehrlichen Kampfe zu erfechten! Schnöder Verrath, schändliche List, verrätherischer Betrug sind Eure Waffen!... Und Ihr Panghoeloe, Ihr, der Ihr zu diesen Heldenthaten gerathen habt, meint Ihr nicht, daß es Euren Propheten ehren muß, seine Söhne so ehrlich und muthig zu sehn?"

Der Panghoeloe stieß einen rasenden Schrei aus, sprang zum Hauptmann und gab ihm einen schrecklichen Schlag ins Gesicht.

„Das soll Dich den Propheten lästern lehren, Christenhund, der Du bist," polterte er.

Als wäre dies das Zeichen zu weitern Mißhandlungen gewesen, die Orangkays, die das holländische Oberhaupt festhielten, zogen ihn bei der Kopfschlinge rücklings über und schleiften ihn auf dem Boden hin. Alle stampften mit den Füßen auf ihn und zertraten seine Glieder; mehrere spuckten ihm ins Angesicht und der Dommagon schlug ihm seinen Dolchgriff so grausam auf den Kopf, daß Van den Broeck, wie muthig er auch war, einen kläglichen Schmerzensschrei ausstieß.

Als die Javanesen endlich ihrer unmenschlichen Thaten müde waren, ließ man Van den Broeck wieder aufstehn.

„Wie nun?“ rief der Dommagon, „werdet Ihr Euren Leuten die Uebergabe der Faktorei befehlen oder nicht? Habt Acht auf Eure Antwort; diesmal lasse ich Euren Leib unter den Füßen der Sklaven zermalmen.“

Noch schwebte auf Van den Broecks Gesicht dasselbe stille Lächeln der Verachtung, aber in seinen Augen glänzte etwas Verborgenes, etwas wie eine geheime Absicht. Mit ruhigem Ton und scheinbar mit Ergebung sagte er:

„Man führe mich zur Festung; ich werde zu den Holländern sprechen.“

„Werdet Ihr ihnen Befehl geben, uns die Faktorei abzustehn?“

„Ich werde sie darum ersuchen.“

„Ihr denkt uns zu betrügen?“ rief der Dommagon. „Ihr müßt ihnen einen bestimmten Befehl geben!“

„Nun, es sei so!“ antwortete Van den Broeck, „ich bin zu Allem bereit.“

Auf dem Gesichte der Orangkays erschien ein triumphirendes Lächeln; sie erfreuten sich des Gedankens, daß sie des Hauptmanns Hartnäckigkeit gebeugt hätten und schon wähnten sie sich im Besitz der holländischen Festung und der ansehnlichen Güter und Gelder, welche sich darin befanden.

Der Gefangene wurde aus dem Saal und aus dem Dhalm geführt; unterwegs sagte der Dommagon noch in drohendem Tone zu ihm:

„Gebt Acht; der Tod wird an Eurer Seite stehn, um zu hören, was Ihr sagt. Ein zweifelhaftes Wort, — und zwanzig Dolche durchbohren Euch die Brust.“

Van den Broeck antwortete nicht mehr und ließ sich geduldig durch das Lager führen. Ab und zu ward er noch grausam von den Orangkays gestoßen und geschlagen, doch unerschüttert schritt er weiter und schien gefühllos für diese Mißhandlungen.

Von Ferne bemerkte er einige Europäische Kaufleute, ohne Zweifel Engländer und Portugiesen, die mit einem Ausdruck von Mitleiden auf dem Gesichte, ihn vorbei führen

sahen und durch ihre Haltung bezeugten, daß sie an dem Verrathe keinen Theil genommen hätten. War es Heuchelei von ihrer Seite, oder hatten die Javanesen wirklich allein und ohne den Rath von Fremden ihren schändlichen Plan geschmiedet?

Van den Broeck wurde mit dem Stricke um den Hals außerhalb des Lagers ins Feld gebracht. Er sah seine Gefährten auf den Wällen stehn und unter ihnen zwei Frauen, die bereits in großer Entfernung die Arme nach ihm ausstreckten. Der Anblick seiner Gattin und seiner Tochter erschütterte ihn heftig und seine Kraft unterlag einen Augenblick. Wenn er aus Liebe zu seinem Vaterlande sich dem Tode weihete, dann mußten diese Unglücklichen ihren Gatten, ihren Vater unter ihren Augen ermorden sehen! Dieser Schlag würde vielleicht auch ihnen das Herz zerschmettern und, schonte Gott ihr Leben, so würden sie bei der Erinnerung an solch grauenvolles Schauspiel, vor Schreck und Kummer hinschmachten. Seine süße Aleidis, sein schwächliches und zartes Kind, würde ohne Zweifel beim Anblick des entsetzlichen Todes ihres Vaters unterliegen!

Während die ganze Kriegsmacht der Javanesen noch einige Schritte ins Feld vorrückte; wurde der gefangene Hauptmann nur von dreißig Orangkays begleitet, langsam nach der Faktorei geführt. Unterwegs wurden ihm die schrecklichsten Drohungen ins Ohr gesagt und jeden Augenblick die Dolche auf sein Herz gerichtet; aber er hielt den Blick unverwandt auf seine Gattin und auf seine Tochter gerichtet.

Die unglückseligen Frauen vergossen reichliche Thränen und ihre Geberden zeugten von übermäßigem Schmerz. Auch die Augen der holländischen Kriegsleute funkelten von düstrer Wuth; aber in der Ueberzeugung von ihrer Ohnmacht, und sich beugend unter der grausamen Nothwendigkeit, standen sie wie versteinert auf den Wällen und sahen düstern Blicks dem nahenden Hauptmann entgegen.

Hatten Einige der Muthigsten noch die Hoffnung auf die Möglichkeit eines Versuchs festgehalten, den Gefangenen zu erlösen, so verschwand diese Hoffnung jetzt gänzlich;

denn die Javanesen nahmen bald eine Richtung seitwärts durch das Feld und zeigten, daß sie den Hauptmann nicht in die Nähe des Thors, sondern an die gegenüberliegende Seite der Faktorei bringen würden.

Die Besatzung begab sich langsamen Schrittes und in Stille nach jener Seite der Wälle.

Van den Broeck hörte nun bereits Aleidis Stimme, die mit herzzerreißendem Schall ihn bei seinem süßen Vaternamen nannte; — er sah die Thränen stromweise über das Gesicht seiner Gattin laufen, und neben ihr das todtbleiche Gesicht Walters, dessen Augen von einem düstern Feuer glühten.

Endlich machte man Halt mit ihm; alle Orangkays richteten ihre Dolche auf seine Brust und der Dommagon sagte ihm:

„Nun, gebietet Euren Leuten die Uebergabe; wo nicht, so sinkt Eure Leiche auf die Erde!“

Der Hauptmann schien zu schwanken, der Anblick seiner kläglich jammernden Aleidis beraubte sein Gemüth der nöthigen Kraft, um diese gräßliche Versuchung siegreich zu bestehen; aber, nachdem er eine Weile unter dem Einfluß des Mitleids gezittert hatte, hob er plötzlich sein Haupt empor und während seine Augen vom Glanz des Heldenmuthes strahlten, sagte er zur holländischen Besatzung erst mit scheinbar gemessenem Ton und dann in immer steigender Begeisterung:

„Brüder, man führt mich so unter Eure Augen, mit der Hoffnung, daß ich Euch gebieten werde, das neue Batavia zu verlassen. Was ich Euch auch sagen möge, welches Unglück mich auch bedrohe, vergeßt nicht, was Ihr Eurem Vaterlande schuldig seid. Muß ich das Leben verlieren, so denkt Alle, daß solch ein Loos jeden von uns täglich treffen kann und daß der Platz, wo ich jetzt für Hollands Ehre fallen werde, auch ein ruhmvolles Schlachtfeld ist. Theure Gattin, zärtlich geliebte Tochter, tröstet Euch Beide in der Ueberzeugung, daß ich Euch wenigstens einen unbefleckten Namen zum Erbtheil hinterlasse ...“

Die Orangkays verstanden nicht, was der Hauptmann sagte, gleichwohl schien es ihnen deutlich zu sein, daß er

ihren Befehl nicht vollbracht hatte. Sie bedrohten ihn aufs Neue mit ihren Dolchen und forderten wüthend, er solle die Uebergabe der Faktorei befehlen.

„Ich bin damit beschäftigt, ihnen die Uebergabe anzurathen," antwortete Van den Broeck. „Laßt mich sprechen; vielleicht wird es mir glücken, ihnen begreiflich zu machen, daß jeder Widerstand vergeblich geworden ist."

Und das Wort aufs Neue an seine Gefährten richtend, sagte er:

„Behaltet Muth, Brüder; Eure Feinde sind uneinig und streiten um die Beute; sie verzweifeln an der Ueberwältigung. Bleibt Eurem Eide getreu, vertheidigt die Faktorei bis auf den letzten Mann, nehmt Euch ein Beispiel an Eurem Befehlshaber; er wählt aus Liebe zu seinem Vaterlande in Gegenwart seiner armen Gattin und seiner unglücklichen Tochter, einen schrecklichen Tod. Erinnert Euch auch in Gefahr und Unglück, daß Ihr Niederländer seid. Lebet wohl! Der Herr stütze Euren Muth bis zur Rückkehr unsers Gouverneurs. Er erfülle Euer Herz mit standhaftem Pflichtgefühl und schenke unserm theuren Niederland auch hier den Sieg. Lebewohl Frau, lebewohl mein Kind! Hurrah! Batavia! Batavia!"

Der letzte Aufruf des Hauptmanns erfüllte die holländischen Soldaten, welche mit tiefer Rührung der heldenmüthigen Anrede zugehört hatten, mit glühender Begeisterung; sie hoben die Hände empor und riefen mit mächtigem Schalle:

„Bis in den Tod, bis in den Tod! Batavia, Batavia!"

Nun merkten die Orangkays, daß der Hauptmann sie betrogen hatte. Anstatt jedoch ihn mit ihren Dolchen zu durchbohren, schlugen sie ihn so grausam mit Fäusten ins Gesicht, daß ihm das Blut aus dem Munde sprang. Zu gleicher Zeit rissen sie ihn mit der Schlinge rückwärts nieder und schleiften ihn über den Boden hin nach ihrem Lager zu.

Ein doppeltes, herzzerreißendes Wehgeschrei erhob sich über den Wällen der Faktorei. Zwei Frauen waren dort besinnungslos zu Boden gefallen.

Während man einen Lieutenant, einen Neger und einige

Soldaten sich um die Frauen drängen sah, um ihnen Hülfe zu bringen, wogte der übrige Theil der Besatzung in stürmischer Bewegung auf den Wällen. Schreckliche Flüche und blutige Drohungen stiegen aus dem Schooße der Menge empor; es war, als ob ein plötzlicher Aufstand in der Faktorei ausgebrochen wäre. In der That, die Mannschaft war bis zur Raserei von Rachgier entflammt und wollte trotz aller Gefahr zum Thore hinaus, um Van den Broeck zu erlösen. Hauptmann Van Ray und Hauptmann Dirckx wandten alle Mühe an, um die aufgeregten Gemüther zu besänftigen, doch anstatt, daß dies ihnen gelungen wäre, schienen sie durch ihre Worte die Erbitterung der Soldaten zu vermehren.

Während dieses Streites waren die Orangkays mit ihrem Gefangenen hinter ihrer Schlachtordnung verschwunden, bevor die wüthenden Holländer zu einem Entschluß gelangen konnten. Nun erkannten die Niederländischen Soldaten, daß es zu spät wäre, und jeder Versuch zur Rettung des Befehlshabers aufgegeben werden mußte. Sie schauten mit schmerzlichster Theilnahme auf Walter Pietersen, der jetzt mit des Hauptmanns unglücklicher Tochter auf den Armen den Wall herunterstieg; sie starrten voll Verzweiflung auf Frau Van den Broeck, die bleich wie eine Leiche mit wankenden Schritten am Arm eines Fähnrichs nach Hause schlich; mehrere stießen mit den Kolben ihres Gewehrs auf die Erde; andere rauften sich die Haare aus; Alle verwünschten ihre Ohnmacht und riefen den Himmel um Rache an.

Münster, gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.